Theologischer Verein HALLE a/S.

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechster Jahrgang

Nr. 46 Leipzig, den 10. November 1892

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1359 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Von mancherlei Art des Glaubens: 1. Vom seligmachenden Glauben — Die Predigtaufgabe der Kirche gegenüber der Sozialdemokratie. Offne Antwort des Herrn Konf.-Rat D. Cremer an Herrn D. Bierling: 2. Soziale Tendenz und Sozialdemokratie; 3. Der beschränkte Wert der Wissenschaft — Die preußische Landeskirche seit 1866 und das Reich. Aus Karl v. Hases nachgelassenen Vorlesungen. Erste Hälfte — Der Gustav-Adolf-Verein im sechzigsten Vereinsjahre 1890—91: 1. Das Notgebiet, zunächst im deutschen Reiche — Vom Wittenberger Festtage — Verschiedenes: Unzählige Predigten; Zur Symbolfrage; Quittung — Anzeigen

Von mancherlei Art des Glaubens

1. Vom seligmachenden Glauben

So halten wir es nun, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke allein durch den Glauben. Röm. 3, 28.

Die Reformationsglocken schallen durch das Land. Sie künden der Welt aufs neue die Gottesthat ohne gleichen, durch die das Evangelium wieder zurechtgebracht, die lautere Quelle des göttlichen Wortes erschlossen, die Freiheit eines Christenmenschen besiegelt und alles in allem der Glaube — „allein" — in sein heiliges Recht gesetzt ist. Zu diesem alten, großen sola fide, allein durch den Glauben, bekennen wir uns mit den Vätern von ganzem Herzen und wollen uns unter Gottes Beistand dazu bekennen bis zum letzten Atemzuge. In ihm liegt, was uns selig macht.

Die römische Kirche mißbilligt noch heute, daß wir das sola fide haben. Sie fürchtet, wir machten es den Menschen zu leicht, der Ernst der Heiligung könne verloren gehen, und an die Stelle aufrichtigen Strebens nach wahrer Gerechtigkeit und gottwohlgefälligem Wandel trete bei der Oberflächlichkeit der menschlichen Natur, die immer zur Trägheit und Bequemlichkeit neige, etwas Unlauteres, ja geradezu Heuchlerisches. Steht nicht geschrieben: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen? Und wird nicht dereinst ein jeglicher empfangen, nach dem er gehandelt hat bei Leibesleben, es sei gut oder böse? Aehnliche Einwendungen, wenn auch anders begründet, erheben sich aus unsrer eignen Mitte. In gewissem Sinne war der Pietismus, in jedem Sinne die Aufklärung des vorigen Jahrhunderts ein Protest gegen das sola fide, gegen die Ueberspannung des Glaubensbegriffes, gegen die tote Rechtgläubigkeit, und die Kirche der Gegenwart zählt nicht wenige ihrer Glieder, die in der evangelischen Lehre vom Glauben eine religiöse Einseitigkeit erblicken, eine Einseitigkeit von erhabener Denkart, begrifflicher Schärfe und höchster zeitgeschichtlicher Bedeutung, aber doch nur eine Einseitigkeit, die wir beseitigen oder ergänzen müssen, um der vollen Wirklichkeit christlichen Lebens zu ihrem Recht zu verhelfen, um Raum zu schaffen für die sittliche Tüchtigkeit und den Werken der Gottesfurcht und der Nächstenliebe ihren ebenbürtigen Platz neben dem Glauben zu sichern.

Dennoch stehen wir zu den Vätern. Nicht nur, weil sie ja doch mit allem Ernst die Aufgabe der Heiligung betrieben haben, nicht nur weil in der Augsburgischen Konfession die Früchte des Glaubens einen eignen Artikel bilden, nicht nur weil die Glaubensmänner der evangelischen Kirche allzeit auch in der Liebe thätig gewesen sind und der strengere Begriff der sittlichen Pflicht erst auf protestantischem Boden erwachsen ist. Das alles ist nötig und nützlich zu wissen, es ist hochwichtig zu betonen gegenüber willkürlichen und unverständigen Angriffen auf das reformatorische Christentum. Aber so nötig und wichtig es sein mag — hier, wo wir das sola fide verteidigen, sehen wir davon ab. Unsre Väter haben wahrlich nicht feilschen wollen, wie viel in der Rechnung des christlichen Lebens auf das Konto des rechtfertigenden Glaubens, wie viel auf das Konto der Werke komme. Sondern als sie das sola fide fanden, da jauchzten sie auf, und ihr Herz ging in Sprüngen, da waren sie sich bewußt, eine Erfahrung gemacht zu haben, die an Kraft der Beseligung alles übersteigt, was je in eines Menschen Sinn gekommen ist. Diese Erfahrung muß man ins Auge fassen, diese innerste Triebfeder der Lehre vom Glauben muß man auf sich wirken lassen, um ihre unvergleichliche Bedeutung, ihren unersetzlichen Segen zu begreifen. Dann spricht man, unbekümmert um Mißverständnisse, die bei höchsten Wahrheiten nun einmal nicht ausbleiben, unbekümmert auch darum, ob es gelingt, eine Formel von zweifelloser Sicherheit zu finden, den Vätern das große Bekenntnis nach von der Seligkeit allein durch den Glauben.

Der seligmachende Glaube ist ein Absehen von allem, was wir sonst sind und haben, erstreben und vollführen. Wie wohl dem Menschen solches Absehen thut, schon im einfachsten, nächstliegendsten Sinne des Wortes, am Feierabend, am lieben Sonntag, wenn das Tagewerk, die Geschäfte ruhen, weiß jeder aus seiner Erfahrung. Nur, daß der Feierabend vergeht, der Sonntag ein Ende nimmt, und daß es mit der äußeren Ruhe für sich allein nicht gethan ist. Wir brauchen mehr, um unsers Lebens im höchsten Sinne froh zu werden. Ich muß doch sagen, ich habe Augenblicke, wo all mein Thun und Lassen mich verdrießt, wo ich meinen eignen Werken von Herzen gram bin, wo ich wahrnehme, daß sie so sehr gering sind, oder von Sorge und Enttäuschung begleitet werden, oder erschreckend weit hinter dem Ideal zurückbleiben und in keinem Fall mir eintragen, worauf ich gerechnet hatte, was dieses Leben erst lebenswert macht, wahrhaftige Schätze des innern Menschen, Gaben des Geistes, die nicht vergehen, todüberwindende Zuversicht oder, wie der Apostel sagt, Freude und Friede im heiligen Geiste. Verstehet mich wohl, ich fürchte nicht die Mühe, nicht die Arbeit im Schweiße des Angesichts, nicht die Anstrengung, nicht die Zucht des Willens. Ich weiß, daß sie zu vielem gut sind. Aber ein Bestes, Letztes, Höchstes, jene dauernde Freude, jenen beständigen Frieden, das finde ich nicht in meinen Werken.

Da kommt der Glaube zur rechten Stunde und lehrt uns absehen von uns selbst, unserm Trachten, Sorgen, Mühen, Ringen, absehen nicht nur auf einen Feierabend oder auf etliche Sonn- und Festtage, sondern dauernd und ohne Einschränkung. Er bestätigt uns, was wir mit Schmerzen erfuhren: „Es ist doch unser Thun umsonst, auch in dem besten Leben." Umsonst, wenn wir aufs Ganze sehen, auf Heil und Seligkeit. Er lehrt uns, daß es so sein muß. Das Beste in der Welt kann nicht erworben werden, sondern es wird geschenkt. Nehmt Liebe, Vertrauen, nehmt alles Herrliche unter den Menschen, wie viel ihr euch darum beworben, welche Opfer ihr willig dafür gebracht habt — zuletzt bleibt es doch freie Gabe. In diesem

Zusammenhang verstehen wir das Wort: So ihr nicht werdet wie die Kinder, könnt ihr nicht in das Himmelreich kommen. Uns kann nur geholfen werden, wenn wir unsrer Selbstherrlichkeit entsagen, wenn wir aufhören, auf unser Recht zu pochen und von uns zu erwarten, was ganz allein in der Macht der Gnade liegt.

Giebts eine solche Macht der Gnade? eine wirkliche, wahrhaftige, sicher verbürgte, die nicht nur in unsern Gedanken besteht? Der Glaube spricht Ja. Sieh getrost von dir ab und siehe auf die Gnadenmacht des barmherzigen Gottes, die in Jesus Christus Gestalt gewonnen, durch Christum sich der Welt mitgeteilt hat, den Mühseligen zur Erquickung, den betrübten Gewissen zur Tröstung, den geistlich Armen zur unermeßlichen Bereicherung, den nach Gerechtigkeit Hungernden zu ewiger Sättigung. Fasse dir ein Herz zu dieser Gnadenmacht Gottes, versuche es mit ihr, wirf den letzten eigenmächtigen Gedanken ab, gieb Gott die Ehre, die er fordert, und nimm, was er dir um Christi willen umsonst darbietet: seine Huld, sein väterliches Erbarmen. Sobald du dieser Stücke gewiß bist, so hast du, was du brauchst, um selig zu leben und zu sterben. Das furchtbare Gespenst der Selbsterlösung muß von dir weichen. Du atmest frei, du kannst wieder fröhlich sein, du fühlst einen neuen, starken Mut, fürchtest dich vor nichts, was da kommen mag, auch nicht vor deinen eignen Werken. Denn du willst ja nicht mehr mit ihnen prangen, dich nicht mehr auf sie stützen oder dein Heil bei ihnen suchen, sondern sie nur in aller Einfalt verrichten um des willen, der dich geliebet hat.

Das ist der seligmachende Glaube, das sola fide unsrer Väter. „Wie wollen wir entfliehen, so wir eine solche Seligkeit nicht achten?" Sch

---

Die Predigtaufgabe unsrer Kirche gegenüber der Sozialdemokratie

Offne Antwort an meinen lieben Freund und Gegner, Herrn Geheimen Justizrat Professor DDr. Bierling

2. Soziale Tendenz und Sozialdemokratie

Sie meinen weiter, ich unterscheide in der sozialdemokratischen Bewegung nicht die wirklich soziale Tendenz, die der Ausgangspunkt der ganzen Bewegung und mindestens für die Führer noch heute das Ziel sei, und die theoretisch-materialistische Weltanschauung, die hauptsächlich nur Mittel zum Zweck, aber leider dazu um so mehr geeignet sei, als sie wahrscheinlich die Gemüter der Massen schon jetzt in viel höherm Maaße beherrsche, als die zuerst genannte Tendenz.

Lieber Freund, haben Sie ganz vergessen, welche Entrüstung und welcher Hohn sich in den Spalten der Post, der Nationalzeitung, des Berliner Tageblatts über mich ergossen hat, welch vornehme Abfertigung der Oberpräsident der Provinz Brandenburg als Mitglied der brandenburgischen Provinzialsynode mir hat zu teil werden lassen, als ich auf der letzten pommerschen Provinzialsynode den Satz vertreten hatte: „Die Sozialdemokratie ist von der Kirche nicht deshalb zu bekämpfen, weil sie die Umwandlung der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung anstrebt. Diese Gesellschaftsordnung ist kein Glaubensartikel, und an und für sich hat das Christentum kein Interesse an dem Bestande derselben, wenn etwas Besseres an ihre Stelle zu setzen wäre." Unter den akademischen Theologen bin ich meines Wissens der Erste gewesen, der die Berechtigung, ja die Pflicht einer sozialen Reform rückhaltlos anerkannt hat. Ich darf Sie ja auch nur erinnern an meine kleine Schrift über den Einfluß des christlichen Prinzips der Liebe auf die Rechtsbildung und Gesetzgebung, über deren Gedanken das Urteil eines „liberalen" Mannes sofort sich dahin verlautbarte: „Dann können wir ja nur alle gleich Sozialdemokraten werden." Das ist aber das Unglück, daß die wenigsten Gegner der Sozialdemokratie zu unterscheiden wissen zwischen sozialer Reform und sozialer Revolution, und in dieser Beziehung urteilen wie unsre römischen Gegner über die Reformation. In meiner von Ihnen so freundlich angegriffnen Schrift habe ich es nun aber nicht mit der sozialen Reform, sondern mit der Partei der sozialen Revolution

zu thun, denn als solche gilt mir die Sozialdemokratie, und darum muß ich bei dem Satze bleiben, daß ein Christ kein Sozialdemokrat sein kann und ein Sozialdemokrat kein Christ, letzteres mit der in meiner Schrift selbst gegebnen Einschränkung. Ich habe es mit der Sozialdemokratie, wie sie ist, zu thun. Ich erkenne in ihr den Eintritt der Massen in die Geschichte mit dem Anspruch, die Führung der Geschichte zu übernehmen. Ich erkenne in diesem Eintritt der Massen in die Geschichte eine geschichtliche Notwendigkeit an. Man hat so lange von der Vernunft in der Geschichte geredet, bis man nichts mehr von ihr verstand, sonst hätte man dies nicht bloß kommen sehen, sondern sich und die Massen dazu zu erziehen gesucht und seine Aufgabe nicht mit „konstitutionellen Verfassungen" und Verleihung oder Versagung des allgemeinen Stimmrechtes zu lösen geglaubt. Nun ist durch schwere Verschuldung der nach Bildung und Besitz maßgebenden Kreise und zwar sowohl der Konservativen — ich erinnere an die Klagen V. A. Hubers — als des liberalen Philisters, des „Bürgertums," aus den Massen die Partei der sozialen Revolution geworden. Aber diese Anerkennung der Verschuldung andrer bringt mich nicht dazu, zwischen der sozialen Tendenz wenigstens der Führer und der theoretisch-materialistischen Weltanschauung, deren sie sich als Mittel zur Bearbeitung der Massen bedienen, zu unterscheiden. Im Gegenteil, die Massen aus den Händen der Führer zu retten, ist unsre Aufgabe. Die „soziale Tendenz" ist — und darin bin ich gerade entgegengesetzter Meinung wie Sie — nur das Mittel, um die Massen für ihre theoretisch, nein praktisch-materialistische Weltanschauung zu gewinnen. Ich verstehe es, daß Sie mit dem Bedürfnis des Mannes der Wissenschaft diese Unterscheidung in Ihrer Weise vollziehen. Sie werden es begreifen, daß ich, nachdem ich dreißig Jahre lang unter den Arbeitern gelebt, mit ihnen gefühlt habe, gerade entgegengesetzt unterscheide.

Eben darum glaube ich aber, daß Ihr Vorschlag, regelmäßige Predigtgottesdienste außerhalb der Sonntagspredigt eigens zur Bekämpfung der widerchristlichen Anschauungen der Sozialdemokratie einzurichten, aller Beachtung wert ist, und stimme Ihren Forderungen und Mahnungen nach dieser Seite hin vollkommen zu, bemühe mich auch, wie Sie wissen, die theologische Jugend für solche in irgend welcher Form zu lösende Aufgabe zu rüsten und ihr zu helfen, das Christentum nicht bloß auf das Einzelleben anzuwenden, sondern seine Aufgaben für das Gemeinschaftsleben und die Ordnungen der Gesellschaft zu verstehen. Was früher und hie und da noch gegenwärtig die Katechismuspredigten leisten sollten, das hätten mit breiterm Netzwurf diese Predigten zu leisten. Ich würde es bedauern, einmal wahrnehmen zu müssen, daß nicht jeder berufene Diener am Wort für solche Aufgabe gerüstet werden könnte; denn wer in unsrer Zeit Evangelium predigen will und soll, muß für diese Aufgabe sich rüsten lassen. Wann und wo er sie praktisch lösen soll, hängt freilich nicht von seiner Wahl ab. Darin versieht es mancher, daß er sich zu Arbeiten drängt, die ihm nicht durch Gottes Führungen zugewiesen werden.

3. Der beschränkte Wert der Wissenschaft

Solche Evangeliumspredigt ist aber doch noch etwas andres, als mit den Mitteln der Wissenschaft die Afterwissenschaft der Sozialdemokratie bekämpfen. Auch diese Aufgabe muß gelöst werden; ich erkenne ebenfalls an, daß auch die Kirche diese Aufgabe nicht von sich weisen kann, und die Verweisung auf den Mißerfolg Pauli in Athen war von mir nicht gemeint als Verweisung auf ein warnendes Beispiel. Im Gegenteil, daß Paulus in Athen predigte, wie er es gethan, zeigt uns die Pflicht, vor der der Mißerfolg nicht abschrecken darf. Allein erstlich war es mir um die Sonntagspredigt in der feiernden Gemeinde zu thun, die ich nicht gestört wissen will durch polemische und apologetische Versuche, die gegen Leute sich richten, die nicht da sind, und verstimmend statt gewinnend auf sie wirken, wenn sie einmal kommen. Der Gottesdienst und der Feiertag sind nicht die Stelle für diese Arbeit. In solchen Versammlungen, wie Sie sie im Auge haben, lasse ich sie selbstverständlich zu, wenn Sie mir zweitens zugeben wollen, daß das Christentum in seinem

eignen Rechte lebt und sich den Nachweis seiner Berechtigung nicht erst von andern Wissenschaftsgebieten her zu erholen hat. Denn z. B. in Betreff der Vorsehung Gottes kann die wissenschaftliche Apologie doch nicht mehr erreichen, als die Anerkennung, daß die Wissenschaft diesem Glauben nicht entgegenstehe — die Thatsache selbst kann nicht wissenschaftlich bewiesen werden; die Ueberzeugung von ihr kommt auf anderm Wege zustande, nämlich im engsten Zusammenhange mit dem Erlösungsglauben. Ist sie zustande gekommen, so kann ich wohl darthun, daß sie die Wissenschaft nicht zu scheuen braucht; aber ich frage Sie: wird es sich nicht doch auch gerade bei diesem Stück des christlichen Glaubens ebenso dem wissenschaftlichen, auf die Zusammenhänge gerichteten Denken wie der Erfahrung des Natur- und Geschichtszusammenhanges gegenüber tausendmal um das von dem Glauben unabtrennliche „trotzdem und dennoch“ handeln? Gewiß, die Wissenschaft als solche ist nicht durch sich selbst gehindert, mit dem Dasein und Walten eines wirklich lebendigen persönlichen Gottes zu rechnen, so viele ihrer Vertreter das auch vorgeben. Aber so lange wir anerkennen müssen, daß die Wissenschaft auch nur das Dasein Gottes ebensowenig beweisen kann wie das Gegenteil, so lange werden wir uns begnügen müssen, auch für das ganze Evangelium die Anerkennung seiner Wahrheit nicht auf dem Wege der Wissenschaft und des zwingenden Gedankenfortschritts erzielen zu können. Sie geben, wenn ich nicht irre, mir selbst zu, was ich einmal anderweitig ausgeführt habe, daß die Glaubensgewißheit geartet sei wie die moralische Gewißheit, daß sie durch eine freie That zu stande komme und nur in der Form einer freien That bestehe. Sie ist dies aber in noch höherm Grade als die moralische Gewißheit, weil sie den vollberechtigten Folgerungen der sittlichen Selbstbeurteilung gegenüber tritt und, ohne sie Lügen zu strafen, behauptet: trotzdem und dennoch! Ist diese Glaubensgewißheit vorhanden, so gewinnt sie auch einen Einblick in den Zusammenhang des Weltlebens, der an Klarheit nichts zu wünschen übrig läßt, aber dessen größte Rätsel doch immer wieder nur löst mit dem „trotzdem und dennoch“ des Glaubens. Doch davon nachher. Ich will hier nur den beschränkten Wert der Wissenschaft für die Gewinnung der durch moderne Gedanken- und Wissenskreise hindurchgegangnen Gebildeten und Halbgebildeten betonen, mit dieser Beschränkung aber deren Wert rückhaltlos anerkennen.

Sie werden auch nicht glauben, daß ich damit den Wert der Wissenschaft für das Christentum überhaupt habe erschöpfen wollen. Hier handelt es sich nur um den Wert der Wissenschaft für die Bestreitung des Unglaubens, oder der Weltanschauung, mit der die Sozialdemokratie operirt, und für die Erziehung zum Glauben. Soweit es die Aufgabe gilt, nachzuweisen, daß die vorgebliche Wissenschaft der Sozialdemokratie durch und durch unwissenschaftlich und unwahr ist, erkenne ich der wahren Wissenschaft unumwunden die Aufgabe zu, die Sie ihr zuschreiben. Viel Hoffnung auf Erfolg habe ich freilich nicht, wenn ich mir vergegenwärtige, mit welcher unverfrornen Zuversicht noch Zeitschriften wie die Deutsche Rundschau und die Deutsche Revue diejenigen Anschauungen vertreten, die wir bei der Sozialdemokratie bekämpfen. Dazu kann ich mir überdies nicht verbergen, daß der Erfolg wirklich oder vorgeblich wissenschaftlicher Systeme doch nicht bloß in dem Zauber eines geschlossenen Gedankenganges und anscheinend undurchbrechbaren Zusammenhanges liegt, sondern zugleich, ja vornehmlich in dem Willen, der sich überzeugen lassen oder bei dem Widerspruch beharren will, ja in den Neigungen und Wünschen, die mehr oder weniger überall mitsprechen. Es gehört eben schon ein ganz gewaltig großer sittlicher Ernst dazu, um die Wissenschaft zum Zwecke der Wahrheitserkenntnis zu treiben, und darum befähigt gerade das Christentum so sehr zur wissenschaftlichen Arbeit, weil es die Beugung unter die Wahrheit im Gegensatze zur eignen Neigung fordert. Wollte Gott, Sie hätten viele Gesinnungsgenossen, aber sagen Sie selbst: wo sind sie, die den Theologen die Arbeit, welche Sie ihnen zuweisen, erleichtern? Leider werden wir wohl noch auf lange hinaus die Arbeit allein thun müssen und sind um so dankbarer, wenn Männer wie Sie mit eintreten in die Reihe.

Cremer

Die preußische Landeskirche seit 1866 und das Reich

Aus Karl v. Hases nachgelassenen Vorlesungen*)

Erste Hälfte

Als König Wilhelm siegreich aus dem böhmischen Krieg heimkehrte, hat er einen größern Frieden geschlossen als den zu Prag, den Frieden mit seinem Volk, indem seine Regierung vom Haus der Abgeordneten wegen des budgetlosen Zustandes Indemnität erbat. Es entstand die eigentümliche Aufgabe für Preußen, neben der politischen Vereinigung der gewonnenen Länder ihre kirchlichen Verhältnisse auszugleichen mit der unirten Landeskirche. Die Evangelische Kirchenzeitung hat daran den Hebel alter List eingesetzt: Schleswig-Holstein und Hannover seien streng lutherisch und würden sich nie gutwillig dem unirten Oberkirchenrat fügen, daher nur Hilfe sei in der Durchführung jener von Friedrich Wilhelm IV. angeordneten, aber nie ernsthaft durchgeführten Maßregel einer Scheidung des Oberkirchenrats in drei Senate: den lutherischen, den reformirten und den unirten. Dem ersten Senat würden sich die Elbherzogtümer und Hannover mit Freuden fügen, dazu alle Gemeinden von Altpreußen, die geschichtlich der lutherischen Kirche angehören, d. h. in denen die Union nicht durch förmliche Urkunde vollzogen ist, also fast alle. Der Oberkirchenrat hat sich jener Separation jetzt doch sehr energisch widersetzt. Es wäre eine völlige Untergrabung der preußischen Union gewesen, und der größte Teil altpreußischer Gemeinden, die man doch nicht absetzen kann, würde sich dagegen gewehrt haben. Der wahre Zustand war dieser: in Schleswig-Holstein war allerdings die lutherische Gesinnung sehr verbreitet, in Hannover ursprünglich doch nur unter einem Teil der Geistlichkeit. Die einfache Hilfe ergab sich sonach, daß diesen Provinzen ihre Kirchenverfassung gelassen wurde und ihre besondern Konsistorien in Kiel und Hannover, so lange sie dieselben festhalten wollen. Das hat der König sofort zugestanden vor einer Deputation des hanöverschen Konsistoriums: „Ich spreche dies um so lieber aus, je tiefer ich von der Ueberzeugung durchdrungen bin, daß das Verlangen nach wachsender Einigung aller Teile und Glieder der evangelischen Kirche, welches Ich wie Meine in Gott ruhenden Vorfahren unwandelbar im Herzen trage, sich um so freudiger entfalten und die rechten Wege finden werde, je freier und unbeirrter die Herzen sein werden, das Gemeinsame in Liebe zu suchen und zu pflegen.“

Eine besondre Schwierigkeit ergab sich nur in Hessen. Das Ministerium Mühler hatte die Zusammenfassung der drei hessischen Konsistorien zu Kassel, Marburg und Hanau zu einem Konsistorium in Kassel vorbereitet; vollzogen worden ist die Einigung erst 1873. Dieses Gesamtkonsistorium wurde verpflichtet, die Rechte und Eigentümlichkeiten der verschiednen konfessionellen Gruppen zu schützen. Dem gemischten Konsistorium verweigerten sich eine Anzahl hessischer Pfarrer, ihrer dreiundvierzig. Sie waren meist reformirten Stammes, aber durch Vilmar gewonnen für ein ausschließliches Luthertum. Sie sandten Reskripte des Konsistoriums uneröffnet zurück, und dieses verfuhr mit Auflage von Geldstrafen, konnte sie aber nur durch gerichtliche Pfändung eintreiben. Ein jüngerer Vilmar, dessen Preußenfeindlichkeit schon seine Suspension als Pfarrer auf zwei Jahre zur Folge gehabt hatte, wurde, wieder

---

*) Der Herausgeber der „Kirchengeschichte“ Karl Hases stellt uns mit Genehmigung der Verlagshandlung (Herren Breitkopf und Härtel in Leipzig) aus dem bald erscheinenden dritten und letzten Bande den Paragraph 308 als besonders zeitgemäß zum Abdruck freundlichst zur Verfügung. Wir machen dankbar davon Gebrauch, ohne uns zu verhehlen, daß zum völligen Verständnis der uns jetzt bewegenden Vorgänge und zur vollständigen Würdigung der Spannungen innerhalb der preußischen Landeskirche und im Reich die hier gegebne Skizze nicht ausreicht. Wir erklären ausdrücklich, daß wir für jede ergänzende und berichtigende Darstellung des hier ins Auge gefaßten geschichtlichen Verlaufs, auch von gegnerischer Seite, sofern sie nur irgend der Objektivität sich befleißigt, zugänglich sind und sie gern zum Abdruck bringen werden. So viel ist sicher: es wird niemand sein, der nicht mit uns eine Weile aufmerksam zu den Füßen des ehrwürdigen Kirchenhistorikers sitzen wollte, wenn er mit seinem scharfen Geist von der jüngsten Geschichte unsrer bedeutendsten evangelischen Landeskirche redet. D H

eingesetzt, der Mittelpunkt der Opposition. Er hat eine Broschüre erlassen: „Der am 1. November begonnene Todeskampf der hessischen Kirche. Ein Weihnachtsgruß in der dunkelsten Mitternachtsstunde.“ Jenem geistlichen Aufstand lag dreierlei zu Grunde: 1. Die religiöse Beschränktheit, die durch Umgang mit Andersgläubigen sich zu verunreinigen fürchtet. Die Pastoren meinten, das Kasseler Konsistorium störe ihren unmittelbaren Verkehr mit Christo; 2. der durch den ältern Vilmar verbreitete Amtsbegriff, wonach kraft der Ordination wie durch ein Sakrament alle geistliche Gewalt beim orthodoxen Pastorat Christus ist; der selbst habe die Pastoren eingesetzt, er allein könne sie wieder absetzen; 3. die politische Abneigung gegen Preußen. Sie ist bei Einzelnen sehr stark hervorgetreten. Einer wollte nicht mehr predigen, so lange der preußische Adler über dem Denkmal der im französischen Kriege Gefallnen nicht weggenommen würde. Einige hielten das Kirchengebet statt für den König Wilhelm nur allgemein für den Landesherrn. Es zeigte sich hier der edlere Kern des Widerstandes, der auch in Hannover plötzlich einen großen Teil der Bevölkerung lutherisch zu machen schien: die deutsche Treue zum alten, wenn auch wunderlichen Landesherrn, dem alten Kurfürsten und dem blinden König. So barg sich das Politische in religiöse Gestalt. Da alle Ermahnungen und Strafen fruchtlos waren, schien nichts übrig zu bleiben als eine mit den Führern anhebende Entlassung. Der Einzelne konnte dann wohl in der Ehre des Parteieifers sich nicht fügen, und so ist eine Anzahl ehrbarer, amtseifriger Männer in Not gekommen. Sie haben den Fluch der Ketzerei darauf gelegt, die Kirche ihrer ernannten Nachfolger zu besuchen; doch außer dem politischen Groll blieb den Gemeinden der Grund zur Verwerfung des Konsistoriums zu wenig faßbar.

Das deutsche Kaisertum, wie es im Königsschloß zu Versailles unter kirchlicher Feierlichkeit am 18. Januar 1871 verkündigt wurde, ist allerdings nicht die Fortsetzung des heiligen römischen Reichs, wiefern es nicht die phantastischen Ansprüche auf Italien und Burgund und auf eine Art Weltherrschaft im Sinn hat. Aber seine volkstümliche Mächtigkeit hat es doch darin, daß es uns nicht ein fremdartiger Titel monarchischer Gewalt ist: sondern in den großen Erinnerungen unsers Volks begründet, ist das Kaisertum die Personifikation der Einheit und Macht des deutschen Volks, sodaß der Volksverstand das Gotteswort recht in seiner Unmittelbarkeit anwendet: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gotte, was Gottes ist.“ Dazu der glückliche Zufall, daß zur Majestät des Amtes der Ruhm der Tapferkeit, Gerechtigkeit und Milde kam und gegenüber den Fürsten die Ehrwürdigkeit des Alters.

Zur Einigung der protestantischen Kirche des deutschen Reichs gab es nur einen Weg: statt der künstlich gepflegten konfessionellen Zerspaltung die freie Entwicklung der Kirchenverfassung einesteils, die freie Entwicklung der Volksfrömmigkeit und kirchlichen Wissenschaft anderenteils. Aber der Kaiser konnte sich nicht sofort entschließen, das Ministerium, mit dem er die Tage des Siegs und auch der Versöhnung erlebt hatte, teilweis zu wechseln. So blieb von Mühler, mit ihm die Königin Adelheid. Auch ist der eiserne Kanzler erst allmählich aus einem burschikosen und tapfern pommerschen Junker zum großen Staatsmann erwachsen; er, der noch 1849 in einer Rede gegen die Zivilehe im Haus der Abgeordneten sagte: „Ich hoffe es noch zu erleben, daß das Narrenschiff der Zeit am Felsen der christlichen Kirche scheitert.“ Daher nach dem böhmischen wie nach dem französischen Krieg das frühere Kirchenregiment fortdauerte, nur durch einzelne Maßregeln eines freiern und mildern Sinnes durchbrochen.

Die Provinzialsynoden wurden 1869 versammelt als letzte Vorstufe zur Landessynode. Das Kirchenregiment sprach die Absicht aus, durch sie ein Wahlgesetz kirchenrechtlich zu erlangen, das die Stimme der Volkskirche sich wahrhaft aussprechen lasse. Aber hervorgegangen aus der alten Wahlordnung des Mißtrauens, von Geistlichen der Evangelischen Kirchenzeitung beeinflußt, haben sie großenteils sich im beschränkten hierarchischen Sinn für die alte Schranke ausgesprochen, deren Aufgeben die Mauern Zions zerstören und dem Antichrist eine Brücke bauen würde. Hiernach trug die befreite Volksstimme kein großes Verlangen nach einer preußischen Landessynode. Nach dem endlichen Fall jenes Kultusministeriums (Januar 1872) gab die Broschüre: „Ein Stück aus der Hinterlassenschaft des Herrn von Mühler“ den traurigen Zustand der preußischen Landeskirche, besonders den Verfall ihrer theologischen Fakultäten dem „System Mühler“ schuld. Eine andre Broschüre unter dem Titel: „Du sollst nicht falsch Zeugnis reden“ hat die Sache des entlassenen Ministers, zugleich seine kirchliche Stellung verteidigt. Beide namenlos. Ich hatte kein Bedenken, die Verfasser im Lehrbuch zu nennen: Lipsius und Spieß. Es ist einzuräumen: was das System Mühler genannt wird, war bloß die Fortsetzung des von Raumer, selbst von Eichhorn Begonnenen. Allerdings hat Mühler, um wissenschaftliche Bildung wenig bekümmert, nur in seiner Weise gläubige Theologen zu Professoren befördert; so junge Pfarrer, die sich durch eine apologetische Schrift und durch Bekenntnistreue empfohlen hatten. Von Zürich hat er den Dozenten Held nach Breslau berufen, dann nach Bonn versetzt, der, nur durch Streitreden gegen allen Rationalismus bekannt, früh in Wahnsinn untergegangen ist, während der wissenschaftlich bedeutende Privatdozent Baxmann als solcher verkümmerte. Professor Hanne in Greifswald hat sich den Anfechtungen des Stettiner Konsistoriums zweimal klug entzogen. Da ist der Vater im Sohn gestraft worden. Kandidat Hanne war von der Gemeinde Kolberg fast einstimmig gewählt, aber vom Konsistorium ausgeschlossen worden wegen seiner harmlosen Schrift vom idealen und historischen Christus. Der Oberkirchenrat, an den er sich wandte, wußte nichts gegen ihn vorzubringen, als daß er noch viel zu unklar, gährend und unfertig sei, um schon jetzt in ein geistliches Amt zu treten. Pfarrer Schröder zu Freirachdorf im Nassauischen ist entsetzt worden, weil von ihm kund wurde, daß er bei der Taufe zwar das apostolische Symbol verlese, dann aber die Paten nur frage: „Wollt ihr, daß dieses Kind auf den diesem Glaubensbekenntnis zu Grunde liegenden christlichen Glauben an Gott den Vater, Sohn und heiligen Geist getauft werde?“ Dasselbe Konsistorium hat Schröders würdige Amtsführung anerkannt, auch zugestanden, daß nicht die Meinung sei, auf jeden Satz des Apostolikums zu verpflichten; und 26 nassauische Geistliche haben bezeugt, daß die unirte Kirche in Nassau nur das Evangelium zur Grundlage habe, daher längst nur ein freier liturgischer Gebrauch des Symbols in dieser Landeskirche stattfinde.

Im Berliner Unionsverein, wo vor einer gemischten Versammlung während der Wintermonate Vorträge gehalten werden, hatten die Prediger Lisco und Sydow, jener das Apostolikum zum nur liturgischen Gebrauch empfohlen, weil es mit einigen legendenhaften Sätzen von Höllenfahrt, Himmelfahrt und Sitzen zur Rechten des Vaters dem gegenwärtigen Bewußtsein entfremdet sei, auch weil es das Christentum auf die Anerkennung einiger übernatürlichen Thatsachen stelle. Sydow hatte die aus der heiligen Schrift selbst geschöpften Bedenken gegen den historischen Inhalt der Vorevangelien des Matthäus und Lukas über eine übernatürliche Geburt Jesu geltend gemacht, ohne den religiösen Inhalt ihrer sagenhaften Bildung zu verkennen. Beide Geistlichen waren hoch geachtet, aber als Führer der freien Richtung ihrem Gegenteil längst verhaßt, und man hoffte bei jenen Vorträgen sie ergreifend ihre Entsetzung zu bewirken. Gegen beide wurde durch das brandenburgische Konsistorium die Disziplinaruntersuchung eröffnet.

Eine von Jena, nicht von der theologischen Fakultät als solcher, ausgehende Erklärung, die seit dem März 1872 von vielen Geistlichen und Gemeindegliedern aus allen deutschen Landen unterzeichnet wurde, hat das Unprotestantische dieses Verfahrens dargelegt: „Versucht man die Arbeit des nach Wahrheit suchenden Geistes nach eignem, willkürlichem Ermessen in unüberschreitbare Schranken zu bannen, so steht zu befürchten, daß unsre Kirche vor lauter vermeintlicher Treue gegen das Bekenntnis sich in Widerspruch setze mit ihrem eignen Geist, in Widerspruch mit dem Prinzip, von dessen unverbrüchlicher Geltung ihre Selbsterhaltung und ihre gesunde Weiterentwicklung bedingt ist.“ Eine Eingabe sämtlicher Vorstandsmitglieder des Unionsvereins von Berlin, fünf Geistliche und vier Welt-

liche, an das Brandenburger Konsistorium bekannte sich wesentlich zum Standpunkt der zwei in Untersuchung genommenen Prediger und machte insbesondre geltend: „Die alle andern zusammenfassende Kirchenfrage der Gegenwart nach dem Recht verschiedner theologischer Ueberzeugungen in der Gemeinschaft der evangelischen Kirche ist nicht durch eine Staatsbehörde gelegentlich einer Disziplinaruntersuchung einseitig zu entscheiden. Nur eine freie und echte Vertretung der Gesamtkirche, d. h. der evangelischen Gemeinden, hat diese Frage zum Austrag zu bringen.“ Auch Berliner Bürger, an 500, zum Beistand ihrer Pfarrer auf dem Rathaus versammelt, haben in diesem Sinn einen Beschluß gefaßt. Gegen Lisco wurde vom Konsistorium ein Verweis beschlossen, gegen dessen Annahme er beim Oberkirchenrat Beschwerde geführt hat. Sydow, der fast ein halbes Jahrhundert treuester Seelsorge hinter sich hatte, ist suspendirt worden.

Die nach Berlin zum Oktober 1871 eingeladne freie kirchliche Versammlung, um gegenüber dem welthistorischen Ereignis des erneuten deutschen Reichs eine würdige Stellung der evangelischen Kirche zu beraten, war wohl auch gegen den Protestantentag gemeint. Eingeladen wurden Geistliche und Nichtgeistliche aller evangelischen Konfessionen und Landeskirchen Deutschlands. Um gleich durch die Einladung, unterzeichnet von Männern des öffentlichen Vertrauens, den großen Charakter der Versammlung zu bezeichnen, waren vorbereitende Einladungen zu dieser Unterzeichnung ergangen, und 230, meist bekannte Namen sind unterzeichnet worden, unter diesen selbst der glorreiche Feldmarschall Moltke. Eine solche Einladung zur Unterzeichnung war auch an mich gekommen, auch an einige bekannte Mitglieder des Protestantenvereins. Niemand von diesen letztern hat die Einladung unterzeichnet, oder ist ihr gefolgt, auch ich nicht. Hofprediger Kögel deutete am zweiten Tag der Oktoberversammlung darauf hin: „Wenn das Schiff, statt zu landen, stranden sollte, sind die nicht weniger Schuld und nicht weniger gefährdet, die hier hätten zugegen sein sollen und nicht gewollt haben.“ Ich habe deshalb nicht kommen wollen, weil eben damals das engherzige Verfahren von Seiten des Berliner Oberkonsistoriums gegen Sydow und Lisco in seiner ersten Hitze bekannt geworden war. Der vorbereitende Ausschuß war nur aus Vermittlungstheologen des Oberkirchenrats und aus exklusiv Lutherischen zusammengesetzt. Zum Präsidenten wurde durch Akklamation Bethmann-Hollweg erwählt; die Versammlung war in der Garnisonkirche, der Kaiser während des ersten Tages eine Zeitlang gegenwärtig. Der bestellte Hauptredner des ersten Tages, Pastor Ahlfeld aus Leipzig, hat die Frage: „Was haben wir zu thun, damit unserm Volk ein geistliches Erbe aus den großen Jahren 1870 und 1871 verbleibe?“ in seiner erbaulichen, beredten Weise besprochen, als wirklichen Gedanken aber nichts vorgebracht als: der Sonntag solle fortan geheiligt und ein echtes Volksbuch über den französischen Krieg geschrieben und verteilt werden, endlich — wie zum Kampf wider den Kladderadatsch —: „Weg mit jeder Karikatur! Was hat der Witz, der Zwerg auf dem Felde zu thun, wo Gottes Majestät gewaltet und gerichtet hat!“ Andre Reden waren davon Nachklänge, ausgenommen der Antrag Beyschlags: die Versammlung wolle erklären, daß es hoch an der Zeit sei, die evangelische Kirche von Seiten des Staats aus der bisherigen Bevormundung zu entlassen und sie auf Grund der gläubigen Gemeinde im Sinne des evangelischen Bekenntnisses sich selbst organisiren zu lassen, damit sie im vollern Sinne als bisher Volkskirche werde. Eine Verhandlung und Abstimmung hierüber hat das Präsidium nicht zugelassen. Am zweiten Tage war Brückner, vormals Professor in Leipzig, dann Generalsuperintendent von Berlin, der Hauptredner über die „Gemeinschaft der evangelischen Landeskirchen im deutschen Reiche.“ Er trug darauf an, daß bei allgemeiner Abendmahlsgemeinschaft aus den verschiednen Landes- und Konfessionskirchen sich Abgeordnete nicht nur von den Kirchenregierungen, sondern auch aus Synodalausschüssen zu einer Kirchenkonvokation jährlich vereinigten, um als die Darstellung evangelischer Einheit unsers Volkes mancherlei gemeinsam Christliches zu beschließen und zu vollziehen. Der zweite Redner, Missionsdirektor Wangemann, behauptete dagegen das ausschließliche Recht des Luthertums, zumal alles — nach einer spätern Berichtigung: fast alles, was in Deutschland gläubig sei, ein lutherisches Gepräge trage. Man hat nicht gewagt über Brückners Vorschlag abzustimmen, weil dies den Zwiespalt nur noch mehren würde, doch wurden in der Sakristei Blätter ausgelegt, um durch Namensunterzeichnung jenem Vorschlag beizutreten, und 561 Namen sind unterzeichnet worden, etwa ein Drittel der Versammlung. Auch genehmigte die Versammlung nach dem Antrage des Präsidenten den Wunsch, daß Wege gefunden werden möchten, einen engern Zusammenschluß der evangelischen Landeskirchen des deutschen Reichs unbeschadet ihrer territorialen und konfessionellen Eigentümlichkeit und Selbständigkeit herbeizuführen. Zu diesem Zweck wurde auch eine Kommission aufgestellt, in der es nicht an exklusiv Lutherischen fehlte, die für die Wiederholung der Versammlung im folgenden Jahre das Nötige vorbereiten sollte. Das Thema des dritten Tages war „die Mitarbeit der evangelischen Kirche an den sozialen Aufgaben der Gegenwart.“ Da hat Wichern seine gewöhnliche Kirchentagsrede über die soziale Not und die Abhilfe durch die innere Mission drei Stunden lang gehalten. Darauf hat der Berliner Professor Wagner die sozialen Bedürfnisse und ihre mögliche Abhilfe einfach dargelegt.

Die Kommission ist im März 1872 in Leipzig zusammengetreten und hat beschlossen, in diesem Jahre die Oktoberversammlung nicht wieder zu berufen, da die Häupter des Kirchentags nicht glaubten, auf die Versammlung desselben verzichten zu sollen. Da die Häupter des Kirchentags und der Oktoberversammlung ziemlich dieselben waren, und wenn es auch nicht so wäre, beide Versammlungen zur Not neben einander Platz finden konnten in Deutschland, so war das augenscheinlich nur eine Ausrede. Man durfte beklagen, daß die mit so großen Erwartungen berufene Versammlung resultatlos geblieben ist; um nicht zu sagen: „Dieses Schifflein ist gestrandet.“ Die Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung urteilte darüber: die Versammlung sei nur berufen worden als ein therapeutisches Heilmittel für die Engbrüstigkeit des Kirchentags. Die Protestantische Kirchenzeitung: es sei da nur die Zweideutigkeit, Prinzip- und Ratlosigkeit der Vermittlungstheologie an den Tag gekommen.

Der Gustav-Adolf-Verein im sechzigsten Vereinsjahre
1890—91

Gewiß ist es zu bedauern, daß die geplante Gustav-Adolf-Versammlung zu Bremen an der Cholerafurcht gescheitert ist. Brachte doch, wie der Schriftführer des Zentralvorstandes, Schulrat Dr. Hempel, es in seinem Berichte, der nun nebst der Darlegung der Verhältnisse der drei zum gemeinsamen Liebeswerk vorgeschlagnen Gemeinden durch den Prälaten D. Habicht aus Darmstadt im Drucke vorliegt,*) den Festgenossen ins Gedächtnis rufen wollte, das Jahr 1892 dem Vereine eine Reihe der denkwürdigsten Erinnerungen. Denn heuer blickt die Gustav-Adolf-Stiftung — das lebendige Denkmal des großen Schwedenkönigs neben dem ehernen — auf sechzig Jahre, der Gustav-Adolf-Verein auf fünfzig Jahre zurück; heuer sind es dreißig Jahre, daß zu Nürnberg den Frauenvereinen ihre besondre Aufgabe bestimmt wurde, und mit dem Jubiläum des Vereins verbindet sich das Gustav-Adolf-Jubiläum seines ersten Leiters; denn in der Präsenzliste jenes 16. September 1842 steht auch der Name: Gustav Adolf Fricke, Student aus Leipzig. Aber in ungleich höherm Grade bedauerlich würde uns der Ausfall der Jahresversammlung erscheinen, wenn dadurch ein Mangel an Anregung und wiederum von daher ein Erlahmen, ein Abnehmen der Bestrebungen verursacht würde. Und dem vorzubeugen wird die lebendige Sorge aller thätigen Gustav-Adolfs-Freunde sein müssen.

Nicht das statistische Material des Jahresberichts wiederzugeben ist hier die Absicht; es ist dies, soweit es nicht überhaupt an der obenbezeichneten Quelle zu suchen ist, einem Aus-

*) Der Bericht ist, ebenso wie eine Anzahl früherer Jahrgänge und älterer Predigten von den Vereinsfesten her, durch das Zentralbureau der Gustav-Adolf-Stiftung in Leipzig, Thomaskirchhof 25 II., zu beziehen.

züge in der Chronik der Christlichen Welt überlassen worden. Es handelt sich für uns um geistige Zusammenfassung.

Das Arbeitsfeld ist nicht kleiner geworden, vielmehr es wird „alljährlich größer und weiter. Die Gefahren, denen die evangelischen Gemeinden in der Zerstreuung ausgesetzt sind, werden ernster und drohender, die Bedürfnisse dringender und vielseitiger, der Kampf um die heiligsten Güter des Lebens, für die die Väter gestritten und gelitten haben, heftiger und heißer. Rom steht als festgeschlossene Macht dem Protestantismus gegenüber.“

Dem Worte des Schriftführers des Zentralvorstandes stellen wir die Auslassung des Hauptvorstandes der Provinz Sachsen in seinem neuesten Jahresbericht vom 15. August zur Seite. Als der Gustav-Adolf-Verein entstand, lebte man mit dem Katholizismus in leidlichem Frieden.

Es gab noch duldsame, patriotische Bischöfe und Priester; es gab noch evangelische Gesinnungen in der römischen Kirche, die sich zu äußern und zu bethätigen wagten; es gab noch protestantische Regierungen, die den Mut hatten, sich zu einer besondern Schutzpflicht über die Kirche ihrer Konfession zu bekennen. Nur die drückende Armut der Josephinischen Toleranzgemeinden und die Hilflosigkeit protestantischer Auswandrergruppen forderte die Hilfe des Gustav-Adolfvereins heraus. Es ist bekannt, wie sehr das alles sich in diesen fünfzig Jahren geändert hat. Die äußersten papistischen und jesuitischen Doktrinen, die alle Duldung und Gewissensfreiheit verpönen, sind in der römischen Kirche durch das vatikanische Konzil zur Kirchenlehre geworden. Die freundlichen, patriotischen, evangelischen Regungen des deutschen Katholizismus sind ausgestoßen, ausgerottet, oder wo sie noch bestehen sollten, zu ohnmächtigem Schweigen gebracht, und dagegen die abergläubischen, fanatischen, aggressiven Tendenzen auf den Höhepunkt der Entfaltung getrieben; unsre Regierungen aber haben die Waffen zerbrochen, die sie früher gegen den Romanismus besaßen, und haben es aufgegeben, uns zu schützen. Unter solchen Umständen hat im Katholizismus der propagandistische Gedanke, die Tendenz auf Rekatholisirung Deutschlands Macht gewonnen; kein protestantischer Ansiedler, keine gemischte Ehe, kein armes Waisenkind aus einer solchen kann mehr unangefochten leben .... Daß wir einer Liebesthätigkeit wie die des Gustav-Adolfvereins, einer Darreichung der Mittel kirchlichen Lebens an diejenigen Glaubensgenossen, die derselben entbehren und sie sich nicht aus eignen Kräften schaffen können, nicht entraten dürfen, versteht sich von selbst: wir wären des Erbteils der Reformation, des evangelischen Bekenntnisses mit allen seinen Segnungen nicht wert, wenn wir uns diesem Werke entzögen.

1. Das Notgebiet, zunächst im deutschen Reiche

Ein ungeheures Notgebiet thut sich vor uns auf: wo sollen wir es zuerst anfassen?

Wir haben doch gelernt, daß man bei den vielfachen Ansprüchen, die das mannigfache Elend an die Begüterten stellt, in konzentrischen Kreisen sich zu bewegen hat, dergestalt, daß dem engern Kreise die erste Anwartschaft auf Hilfe zusteht. Dieser engste Kreis ist aber auch, im Hinblick auf die Glaubensgenossen, uns das Vaterland. Zuerst werden daher die Brüder, die zugleich Angehörige des deutschen Reichs sind, und deren Konfessionsbestand gleichzeitig mit ihrer Nationalität gefährdet ist, für uns in Betracht kommen. Vom Romanismus gleicherweise bedroht, wird der evangelische Deutsche im Osten vom Polentum, an der Westgrenze von französischen Spracheinflüssen umzingelt, vereinzelt, abgeschnitten. Daher die Diaspora in Lothringen, und wegen der physisch größern Armut der östlichen Gegenden noch mehr die Diaspora in den preußischen Provinzen Westpreußen, Posen, Schlesien uns als hilfsbedürftig in erster Reihe steht. Die kirchliche Not Westpreußens haben wir unlängst in wenig Zeilen zusammenzufassen uns bestrebt. Seitdem sind uns als in diesem Augenblick vorzugsweise zu berücksichtigen von berufenster Seite noch und wiederum Groß-Schliewitz, Heidemühl, Schrotz, Trebis, Pangritz-Kolonie genannt worden, „wo überall noch einige tausend Mark fehlen.“ Für Posen ergreift soeben in einem Flugblatte (Nr. 76) der Zentralvorstand das Wort. Die Lage ist völlig die gleiche wie in Westpreußen. Die Zahl der Katholiken ist doppelt so groß, als die der Evangelischen. Von 376 gottesdienstlichen Lokalen sind mehr als hundert nur Schulräume. Durchschnittlich umfaßt die Parochie drei Quadratmeilen, viele sind ungleich größer. Die Parochianen sind nicht selten über 40, 60, ja 80 Ortschaften zerstreut. Daher oft ungeheure Wege zu einer — baufälligen Kirche. Die Kirchensteuern gehen bis zu 50, 80, ja 100 Prozent. Klein ist meistenteils das Gehalt, aber schwer das Amt der Pfarrer; „die anstrengenden Fahrten nach entfernten Filialen sind teuer zu bezahlen und oft von den polnischen Bauern kaum zu erlangen; die vereinsamte Lage des Pfarrorts hat hohe Preise der Lebensmittel, Kostspieligkeit ärztlicher Versorgung und Beschränkung des Verkehrs mit den Amtsbrüdern zur Folge; oft genug kommt dazu noch der unbehagliche Zustand des Pfarrhauses, das in frühern Zeiten einem Bauern abgekauft oder mit beschränkten Mitteln nur kärglich hergerichtet und vielleicht auch baufällig geworden ist.“

Seit dreißig Jahren steht auf der Liste des königlichen Konsistoriums die Gemeinde Brodden bei Schmilau, Tochtergemeinde von Brostowo, als der geholfen werden müsse. Es sind etwa tausend Seelen; sie wohnen an dem großen Walde, der im Norden der Provinz diese von Westpreußen trennt. Bis zum Pfarrort haben sie zwanzig Kilometer. Der Pfarrer hat Sonntags in zwei Muttergemeinden zu predigen, er kann in diesen Winkel nur sechs-, höchstens achtmal im Jahre kommen. Dann findet in engem, unzulänglichem Schulzimmer der Gottesdienst statt. Darum sehnen sich die Leute nach einem bescheidnen Gotteshause. Der Kostenanschlag für einen Fachwerkbau von 20000 Mark liegt jetzt der kirchlichen Behörde vor. Aber kaum 7000 Mark sind vorhanden. Um nun endlich den Bau beginnen zu können, möchte man 8000 Mark anleihen, aber die Zinsen aufzubringen ist so schwierig, daß vielleicht um deswillen die Genehmigung zur Aufbringung der Anleihe versagt wird und damit der ganze Bau wieder auf Jahre hinausgeschoben. Soll die Gemeinde wieder dreißig Jahre warten?

Aehnlich liegen dem fliegenden Blatte zufolge die Verhältnisse in Kröben, einer ausgedehnten Gemeinde, zu der fünfundzwanzig Ortschaften gehören. In engem Schullokal ist bisher — neuerdings sonntäglich — Gottesdienst gehalten worden. Nun hat man um 3000 Mark einen Bauplatz für eine Kirche erworben, zu deren Bau doch erst 7200 Mark vorhanden sind. Im Parochialgebiet befinden sich fünf katholische Kirchen. Der Kirchhof hat eine ungeweihte Ecke, durch eine Furche getrennt: sie ist bestimmt für die Selbstmörder und die Protestanten. (Geschieht es wirklich so? Ist das in Preußen möglich?)

In Schlesien steht eine Reihe von Kirchenbauten im Vordergrunde, zum Teil seit Jahren erstrebt, alle gleich nötig, einige von bedeutendem Umfange. So für Wansen, noch mehr für Laurahütte. In Anhalt ist der alte schmucklose Betsaal baufällig, räumlich ungenügend, ein Spott für die umwohnenden Katholiken. In Strehlitz fehlen noch 14000 Mark. Wahrhafte Jammerbilder werden von dem Betsaal in Sacken und dem Fachwerkkirchlein in Kesselsdorf entworfen. Nicht minder notwendig wie die Herstellung würdiger Gotteshäuser ist die Errichtung und Erhaltung evangelischer Schulen; und mindestens ebenso dringlich ist die Sorge für die Konfirmanden. Mit Recht sperrt gerade hier bei Schlesien Dr. Hempel den Satz: Wir verlieren das nachwachsende Geschlecht, wenn wir uns der Jugend nicht annehmen. Die bestehenden Anstalten können ohne Beihilfe noch nicht bestehen, und doch entsprechen sie nicht entfernt dem Bedürfnis und müßten erweitert werden. Tarnowitz, nach einem mit Hilfe der Regierung und des Patrons Grafen Henkel von Donnersmarck errichteten Neubau die größte und wichtigste der Konfirmandenanstalten, verpflegt vierzig Kinder, hat aber die Ausstattung nur mit 5000 Mark Schulden bewirkt. Noch eiligerer Kräftigung bedarf die Anstalt in Glatz. In Liebenthal müßte zu dem Mädchenhause auch eine Knabenwohnung erstehen. Von Habelschwerdt heißt es:

In den Dörfern herum sind 51 evangelische Kinder zerstreut vorhanden, die katholische Schulen besuchen und von katholischen Anschauungen durchtränkt werden. Nur ein Teil erhält einmal wöchentlich Religionsunterricht. In den Konfirmandenunterricht kommen sie fast ohne religiöse Kenntnisse, der Katechismus muß erst mit ihnen gelernt werden.

Daher hier die Errichtung einer Konfirmandenherberge schreiendes Bedürfnis ist. Endlich muß auch noch — von andern zu schweigen — die Konfirmandenanstalt in Bischdorf als höchst unterstützungsbedürftig bezeichnet werden.

Aber ganz ähnliche Hilferufe ertönen von der Westgrenze. Da bittet Pfarrer Wendland aus Hayingen um Mittel für die evangelisch-deutsche Schule in Fentsch, und er bittet doch nur mit einer gewissen Sorge, daß durch eine solche Bitte die andern

nötigen Werke — die Sammlungen für Moyeuvre, wo vorläufig der Chor einer alten katholischen Kirche in dankenswerter Weise vom Bürgermeister und Gemeinderat, obwohl sie katholisch und welsch sind, zur Benutzung eingeräumt ist, und Hayingen-Algringen — Schaden erleiden möchten. Dringend wird um Beihilfe gebeten ferner zum Kirchbau in Deutsch-Oth, in Hochfelden, in Zabern, wo die seit den vierziger Jahren gesammelte Diasporagemeinde, abgesehen von der Garnison, auf 1600 Seelen angewachsen ist, zum Pfarrhausbau in St. Avold, zur innern Ausstattung des Gotteshauses in Saargemünd, dessen evangelische Gemeinde sich seit 1870 ebenfalls und zwar ganz auffallend vermehrt hat.

Angesichts von Verhältnissen, wie wir sie dort im Osten, hier in dem französisch redenden Lothringen finden, ist es ein ebenso zutreffendes, wie durch Wahrheit und Aufrichtigkeit ausgezeichnetes Wort, das mit weitem und freiem Blick der Leiter des rheinischen Gustav-Adolf-Vereins und Herausgeber des trefflichen rheinisch-westfälischen Gustav-Adolf-Blattes, Pastor Terlinden aus Duisburg, auf der Jahresversammlung zu St. Goar gesprochen hat: „Diese Not übertrifft alles, was wir hierzulande unter kirchlichem Notstande verstehen, unendlich.“ Dieses selbstlose Urteil steht uns zur Seite, ja es macht uns desto gewisser, wenn wir gerade auf die bislang geschilderten Notlagen alle evangelisch gesinnten Vaterlandsfreunde oder auch, umgekehrt gesagt, alle patriotisch gesinnten evangelischen Christen aufs angelegentlichste hinweisen.

Aber das soll natürlich nicht gesagt sein, daß nicht auch anderwärts im Vaterlande eine sehr hilfsbedürftige Diaspora sich finde.

Gar viele westfälische Gemeinden seufzen unter großer, fast unerträglicher Schuldenlast; noch sind im Rheinlande die alten Diasporagemeinden an der Saar und in der Eifel längst nicht genügend ausgestattet, und doch entstehen plötzlich wie aus dem Erdboden emporwachsend durch Verkehr und Industrie große, massenhafte neue Gemeinden aus einer wesentlich zahlungsunfähigen Arbeitereinwanderung.

Wie viel auf dem Gebiete der Kindererziehung, besonders aus Mischehen, bei treuer Wacht und Obsorge gewonnen, beziehungsweise verhütet werden kann, beweisen hier — neben dem altbewährten Schmiedel — die jungen, aber frisch aufblühenden Konfirmandenhäuser in Godesheim bei Godesberg am Rhein und Wolf an der Mosel unter der geschickten Leitung dort des Pfarrers Axenfeld, hier des Pfarrers Berenbruch; aber Godesheim besitzt 50000 Mark Schulden, und Wolf steht erst bei den Anfängen. Was Godesheim, Wolf und Schmiedel für Rhein-, Mosel- und Nahegebiet, das sind das St. Petristift, gegründet von Superintendent Backhaus zu Höxter, und das Friedrich-Wilhelm-Stift zu Hamm an der Lippe für Westfalen; aber dieses mit 10000 Mark und jenes mit 17000 Mark Schulden, wozu dann noch der jährliche Bedarf kommt. Um aber wenigstens eine der rheinischen Gemeinden mit Namen zu nennen, erinnern wir an Bingerbrück, gegenüber der protestantischen Mutter Gottes, wie jener Kaplan die Germania auf dem Niederwalde geheißen hat, und neben der prächtig-gewaltigen Wallfahrtskirche, die Bischof Korum von Trier hier der heiligen Hildegard aufrichtet, freilich ohne seinen Gläubigen zu verraten, was es mit der „berühmtesten Heiligen des Mittelrheins“ eigentlich für eine Bewandtnis hat.

Die römische Kirche kann sich ihrer nicht rühmen, am wenigsten im 19. Jahrhundert, in dem der blinde Gehorsam gegen die Hierarchie dieser als Stempel der Frömmigkeit gilt. Die Liebe des Volkes hat die edle geistvolle Frau verherrlicht, und der schöne Glanz, der bei ihrem Hinscheiden über dem Rupertsberg erschien, seitdem aber verschwunden ist, wird von neuem und herrlicher aufleuchten, wenn in Bingerbrück ein Haus steht, in dem die seligmachende Wahrheit des lautern Evangeliums dem heilsbegierigen Volke verkündigt wird.*)

Der Bauplatz für diese Kirche samt Pfarrhaus ist erworben, außerdem zum Bau eine Summe von 33000 Mark vorhanden. Allein das reicht ja bei weitem nicht aus.

Unermüdlich wirbt Pfarrer Terlinden um Gaben für eine nicht üppige, aber würdige deutsch-evangelische Kirche in Rom. Wie sollten wir seiner Sammlung nicht besten Fortgang wünschen! Aber wir gedenken auch an Dr. Hempels Wort vom verwichnen Jahr, daß mindestens so wichtig wie eine evangelische Kirche in des Papstes Stadt auch eine evangelische Kirche am Grabe des Bonifatius in Fulda ist.

In Hohenzollern hat die erprobte tüchtige Konvertitengemeinde Dettingen vom Pfarrhausbau her immer noch eine erhebliche Schuld. Und Gammertingen entbehrt noch Schule, Kirche und Pfarrhaus. Alles soll in Einem erstellt werden, und der edle Fürst, ob zwar selbst katholisch, hat sehr wohlfeil einen Platz angeboten. Mögen auch sonst die Behörden ins künftige eine angemessene Beihilfe gewähren, in der Hauptsache ist die Gemeinde auf die Liebe der Gustav-Adolf-Vereine angewiesen. Auf ihrem Pfarrer aber liegt auch noch die Schuld von 2000 Mark, die die Filiale Trochtelfingen belastet. Ueber deren Entstehung und die Verhältnisse des dortigen Presbyters, des wackern Betz, hat seiner Zeit die Christliche Welt in den ersten Jahrgängen ihren Lesern Bericht erstattet.*) Möchte diese Schuld doch endlich aus der Welt geschafft werden.

Wenn in seiner Ueberschau über die Diaspora Dr. Hempel des Eichsfeldes keine besondre Erwähnung thut, so wolle niemand daraus den Schluß ziehen, daß hier nicht Gustav-Adolfs-Gaben durchaus am Platze wären. Vielmehr zur Pflege der Konfirmanden des Eichsfeldes, ferner für die Gemeinden in Arenshausen und Bornhagen, Dingelstädt und Witterda sind starke Zuschüsse völlig unentbehrlich; die Gründung einer selbständigen Parochie in Teistungen würde uns sehr erwünscht erscheinen. In den „Auszügen aus den Unterstützungsgesuchen“ sind alle diese Bedürfnisse zum Ausdruck gekommen.

Ueber Ostpreußen hören wir den Schriftführer des Zentralvorstandes selbst:

Auch in Ostpreußen ist die Jugend gefährdet. Die Anstalten von Wartenburg und Braunsberg können ohne Hilfe von außen nicht bestehen. In den gemischten Ehen erleidet die evangelische Kirche fortgehend schwere Verluste. Die auf Anordnung des Kgl. Konsistoriums in allen Gemeinden angelegten Mischehelisten ergaben für das Ermland ein betrübendes Bild von der Lauheit des evangelischen Teiles. Die überwiegende Mehrzahl der Kinder wird katholisch getauft und katholisch erzogen. Ein Teil von Masuren, namentlich der an das Ermland angrenzende, bedarf besonders der Hilfe des Vereins gegenüber dem stetigen Vordringen des Katholizismus.

Aus Hannover wird die Konfirmandenanstalt in Meppen den Frauenvereinen dringend empfohlen. Sie reichlich zu unterstützen, das mag wohl unser richtigstes Denkmal für weiland Exzellenz Windthorst sein.

In Nassau wächst das Arbeitsgebiet. In einzelnen Gemeinden nimmt die Zahl der Protestanten zu, und unter diesen verdienen gewiß, wie Schulrat Hempel bemerkt, wieder diejenigen die meiste Beachtung, in denen sich die Arbeiterbevölkerung mehrt: Flörsheim, Griesheim, Schwanheim, Sossenheim. Wenn auch hier hinsichtlich der Mischehen die ziffernmäßigen Angaben eine sehr beredte Sprache reden, so kann es doch nur da besser werden, wo die kirchlichen Zustände eine gewisse Festigkeit erlangen. Dazu bedarf es in Flörsheim, Geisenheim, Niederwalluf u. a. eines Bethauses, an andern Orten aber der Pfarrhäuser als der natürlichen Mittelpunkte der Gemeinden. An Schulden fehlt es auch hier nicht, ebensowenig wie in der Diaspora der Provinz Hessen-Kassel.

In Hessen-Darmstadt bilden sich um das „goldene Mainz“ immer neue Mittelpunkte evangelischen Gemeindelebens. Aber noch bedeuten die Mischehen einen fortgehenden Verlust für die evangelische Kirche.

Ueber Bayern ist Folgendes zu berichten:

Die Reisepredigt steht im Vordergrunde des Interesses. Für Oberbayern, Dekanatsbezirk München, wo unter einer Million Katholiken 60000 Evangelische, davon 50000 in München wohnen, soll ein vierter Reiseprediger angestellt werden. Der wachsende Verkehr führt kleine Häuflein von Protestanten in bisher ganz katholische Gegenden, wo ihre Versorgung unmöglich ist. Kinder aus gemischten Ehen gehen verloren, viele einzelne, von jeder kirchlichen Gemeinschaft geschieden, fallen ab. Letzteres ist besonders der Fall, seitdem auf Anordnung des Erzbischofs an jedem 2. Sonntage nach Epiphanias von allen Kanzeln

---

*) Die „heilige Hildegard“ von W. Schneegans, Pfarrer in Münster am Stein. (Nr. 140 der Sammlung „Für Feste und Freunde des Gustav-Adolf-Vereins.“ Barmen, Hugo Klein; 10 Pfge.)

*) Vergl. Jahrgang 1887, Nr. 24, S. 229.

der Erzdiözese den katholischen Ehegatten zur Pflicht gemacht wird, nicht nur die Kinder katholisch werden zu lassen, sondern auch den protestantischen Eheteil zu ihrer Kirche hinüberzuziehen. Diese Zerstreuten und Gefährdeten bedürfen besserer kirchlicher Versorgung.

Schon durch ihren Klang sollten Ortsnamen wie Tölz, Tegernsee, Starnberg, Partenkirchen, Penzberg, Straubing viele zur Unterstützung der dortigen kleinen Diasporagemeinden fröhlich und willig machen. Zur Aufnahme des Konfirmandenhauses für die Oberpfalz und Niederbayern, dessen erste Grundlage die Ueberschüsse der schönen Gustav-Adolf-Versammlung in Nürnberg geliefert haben, ist jetzt nach reiflichen Erwägungen und längerer Umschau Ortenburg als in jeder Beziehung trefflich geeignet ausersehen worden. Eine Mehrung des Vermögens muß hier noch dringend erbeten werden. Auch Forchheim — zu Mannheim durch die große Liebesgabe ausgezeichnet — ist noch längst nicht am Ziel seiner Wünsche.

Die badische Diaspora entfaltet sich so sehr, daß dieser Umstand die Sorge erwecken muß, ob mit dieser Entfaltung der Gustav-Adolf-Verein gleichen Schritt halten kann.

Und nun — ehe wir den Boden des deutschen Reichs verlassen — noch einmal ein Sprung nach Nordosten. Pommern —?! ja Pommern! Auch der Schriftführer des Zentralvorstandes fragt:

Aber gehört denn Pommern, die „evangelischste“ Provinz des preußischen Staates, ein rein lutherisches Land, wie man allgemein sagen hört, in diesen Bericht?

Ein höchst lesenswerter Aufsatz in Nr. 1 des Gustav-Adolf-Boten für Pommern vom Jahre 1892 von Pastor Splittgerber in Bernsdorf belehrt über die Gefährdung der evangelischen Gemeinden, besonders im äußersten Osten der Provinz, wo mit den Polen der Katholizismus vordringt. Bernsdorf und Sommin sind vollständige Diasporagemeinden geworden. Die römischen Polen kommen über die Grenzen und kaufen den Evangelischen, die nach den Mißernten der letzten Jahre in Not geraten sind, einen Hof nach dem andern ab. Schon sind in einigen Dörfern die deutschen und evangelischen Schulen ernstlich bedroht, schon sind in andern die evangelischen Familien bald ausgestorben, schon will man in solchen nicht mehr dulden, daß an katholischen Feiertagen die Protestanten daheim arbeiten. In den Mischehen ist unsre Kirche im Nachteil. Hoffen wir, daß die von dem Konsistorium den Kreissynoden gegebenen Anregungen Frucht tragen. Das sind wahrlich Thatsachen, die sehr ernst predigen. Recht treue Arbeit im Gustav-Adolf-Vereine thut uns not, nicht minder aber ein offnes Auge für die Gefahren, die uns wirklich drohen. Du aber, liebes Pommerland, sei auf deiner Hut! Thue auch selber das Deine! H

Vom Wittenberger Festtage

Alle politischen Zeitungen haben schon vor über acht Tagen über die mit der Einweihung der erneuerten Schloßkirche zu Wittenberg am 31. Oktober verbundene Festfeier genaue Berichte gebracht. Es ist nicht Aufgabe der Christlichen Welt, mit einem Parallelbericht den Ereignissen nachzuhinken. Doch schweigen kann sie nicht. Der deutsche Reichsanzeiger schrieb am 31. Oktober in seinem nichtoffiziellen Teile:

Die Feier war, dem Willen Seiner Majestät entsprechend, ein erneutes Bekenntnis zu den Grundlagen des evangelischen Christentums, ein Gelübde, festzuhalten an dem evangelischen Glauben der Väter, dem in dem mit neuen Reichtümern geschmückten Gotteshause eine neue Stätte für die gesamte evangelische Christenheit bereitet, eine hell leuchtende Gedächtnisstätte für den großen Reformator und seine Mitarbeiter und Genossen, ein laut redendes Denkmal des Dankes für das reine der Christenheit, wie vor allem uns Deutschen wieder erschlossene Evangelium errichtet worden ist.

Und Hofprediger Faber sagte in seiner (in Nr. 511 der Kreuzzeitung abgedruckten) Ansprache auf dem Arsenalplatze in Wittenberg am Nachmittage des 31. Oktober:

Gesegnet wirst du sein, wenn du eingehst, gesegnet, wenn du ausgehst, so lautet eine These vom Berge Garizim. — Ein solcher Segensgruß ging durch unser Herz, als wir unsern Kaiser und die Fürsten mit ihm in das Heiligtum des evangelischen Volks hineinschreiten sahen durch jene Thesenthür, die uns den Zugang bedeutet zu Gottes freier Gnade und den Eingang in eine ganz andre Welt des Denkens und des Lebens, des Gewissens und des Gemüts, jene schöne Thür des Tempels, an der das lahme, bettelnde Volk gesund und reich geworden ist in dem, was besser ist als Gold und Silber des Ablasses, jene Lutherthür, von der einmal jemand gesagt hat, seit sich die Paradiesesthür hinter der Menschheit geschlossen, und die Grabesthür sich dem Menschensohne aufgethan habe, sei keine ihr zu vergleichen. — Ja, gesegnet sei der Fürsten Eingang! Er ist ein Ereignis, das wie ein Markstein der Geschichte dasteht......

War nun aber schon das Erscheinen der fürstlichen Herren an dieser Stätte eine schöne That evangelischer Treue, wie haben sie sie vertieft und verklärt durch das herrliche Bekenntnis, das sie feierlichst abgelegt haben! Ich halte die Abschrift der Urkunde, die soeben von ihnen vollzogen wurde, in der Hand und kann mir nicht versagen, daraus Folgendes mitzuteilen*):

„In evangelischer Glaubensgemeinschaft haben Wir den Allmächtigen, gnadenreichen Gott in heißem Gebete angerufen, Unserem evangelischen Volke die Segnungen der Reformation zu bewahren, Gottesfurcht, Nächstenliebe und Unterthanentreue in Unseren Landen zu mehren, Unser deutsches Vaterland in Seiner gnädigen Obhut zu behalten, redliches Streben und Schaffen in allen Berufszweigen mit Seinem Segen zu krönen, Uns und allen Unseren Mitchristen durch Jesum Christum ein seliges Ende in der Gewißheit einer fröhlichen Auferstehung zu bescheren. Wie Wir zu dem die gesamte Christenheit verbindenden Glauben an Jesum Christum, den Mensch gewordenen Gottessohn, den Gekreuzigten und Auferstandenen, Uns von Herzen bekennen und wie Wir zu Gott hoffen, allein durch diesen Glauben gerecht und selig zu werden, also erwarten Wir auch von allen Dienern der evangelischen Kirche, daß sie allezeit beflissen sein werden, nach der Richtschnur des Wortes Gottes in dem Sinne und Geiste des durch die Reformation wiedergewonnenen reinen Christenglaubens ihres Amtes zu warten, das Volk zu Gottesfurcht und Unterthanentreue, zu herzlicher Liebe und Erbarmung gegen alle Mitmenschen, auch gegen die Andersgläubigen, anzuleiten.

Unsern evangelischen Unterthanen vertrauen Wir, daß sie treu festhalten an dem durch das gesegnete Werk der Reformation erneuerten reinen Christenglauben, daß sie durch Uebung christlicher Liebe, Duldung und Barmherzigkeit gegen die Mitbrüder als wahre Jünger und Nachfolger des Herrn und Heilandes sich erweisen, daß sie mit Uns alle ihre Hoffnung setzen auf die allein seligmachende Gnade Unsers Herrn Jesu Christi, hochgelobet in Ewigkeit! Das walte Gott! Amen!“

Ist das nicht ein köstliches Königsbekenntnis? Klingt das nicht wie das alte Josuawort, das längst zum Hohenzollerngelübde geworden ist: Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen? Muß das nicht Frühlingssonnenschein in die düstere Herbstesstimmung hineintragen, die so oft auf unsrer Kirche liegt? Kann es denn eine bessere Antwort geben auf die Einladung jenes Bischofs an die evangelischen Fürsten, wieder katholisch zu werden? Es ist mir, als müßten sich darob auch Friedrich der Weise freuen und Johann der Beständige und die großen Toten alle, die aus der Wolke der Zeugen auf uns herabsehen. Der Herr segne der Fürsten Eingang und ihren Ausgang!

Das ist die offiziöse Beurteilung der Festfeier. Ist das Fest wirklich ein kirchliches Fest gewesen? Und welche Bedeutung hat es als solches? — das sind die Fragen, die hier uns nahe liegen. Und so fern es mir liegt, meine Antwort auf diese Fragen irgend jemandem aufdrängen zu wollen, so wenig will ich mich scheuen, meinen persönlichen Eindrücken rückhaltlos Ausdruck zu geben.

Die Wittenberger Festfeier ist zweifellos eine so gelungene gewesen, wie nur je eine derartige Feier. Bei herrlichstem Wetter — man mag nicht ausdenken, wie ein tüchtiger Herbstregen bei dem stundenlangen Stehen Tausender hätte wirken müssen! — und in gehobner Stimmung aller Teilnehmer ist das Fest verlaufen. Doch der kirchliche Charakter trat naturgemäß zurück, wie mir schien. Die Wittenberger hatten von früh an mit ihrem Festzuge zu thun. Die in die Schloßkirche Geladenen waren offizielle Vertreter von Behörden, Städten u. s. w., gewiß zum Teil seltene Kirchgänger. Die sonst Zugereisten konnten an dem Einweihungsgottesdienst nicht teilnehmen. Und wer will es ihnen verdenken, wenn der äußere Prunk des Festes und das Verlangen, unser Kaiserpaar und die sie begleitenden Fürsten, sowie den ihnen huldigenden Festzug zu sehen, für Tausende der Grund zur Reise nach Wittenberg gewesen ist! Mir selbst wird es eine der liebsten Erinnerungen an den Wittenberger Festtag sein, daß ich bei dem Festzuge — der übrigens mit großem Geschick ausgedacht und ganz vortrefflich ausgeführt wurde — aus nächster Nähe unser Kaiserpaar und die kaiserlichen Prinzen beobachten konnte: eine Familienszene anmutigster Art spielte sich ab, wenn die Prinzen oder einer von ihnen von der Brüstung der Tribüne zurücktraten, um ihre kaiserliche Mutter zu fragen, und wenn diese dann aus dem vor ihr liegenden Programm, doch gewiß nicht ohne manchen erklärenden Zusatz, die gewünschte Auskunft gab. Ja, wir können stolz sein auf das leuchtende Beispiel edlen Familienlebens, das von allerhöchster Stelle unserm Volke gegeben wird!

*) Vollständig ist die Urkunde abgedruckt in Nr. 45 der Chronik der christlichen Welt, Sp. 424.

Doch wo bleibt der Festgottesdienst? drückte er nicht dem Ganzen den unverlöschlichen Stempel kirchlicher Weihe auf? so fragt wohl der Leser. Gewiß, ich zweifle nicht, daß viele einen tiefen religiösen Eindruck in der Kirche erfahren haben. Schon das herrliche Innere der Kirche, der wunderbar schöne Altar, und all die geheiligten Erinnerungen des Ortes — sie weckten feierlich-ernste Stimmung. Und in sehr sinniger Weise hatte die Festleitung dafür gesorgt, daß dieser Stimmung eine bestimmte Richtung gegeben wurde: auf jedem Platze lag ein großer weißer Doppelbogen, der bestimmt war, jedem Geladenen ein Facsimile eines vor zwei Jahren in den Besitz der königlichen Bibliothek in Berlin gelangten ersten Druckes der 95 Thesen in die Hand zu geben. Und wunderbar erhebend war es, als nach langer Zeit des Wartens, die einem oft die Kirche vergessen ließ über der Begrüßung von fern gekommner Bekannten, über der Betrachtung der mancherlei Gala-Uniformen, der „Kirchgangszug" des Kaisers und der Fürsten und ihrer Begleiter sich nahte, dem von unsrer Universität nur der Rektor und die Dekane sich anzuschließen befohlen waren: hoch vom Turm der Kirche herab blies eine Militärkapelle das alte Lutherlied, und tausend und abertausend Menschen, die den Zug erwartend die Kirche umstanden, fielen ein; drinnen in der Kirche ward es still, alles lauschte den mächtigen Akkorden und den deutlich vernehmbaren Worten des gewaltigen Liedes. Das ist für mich der Höhepunkt der Feier in der Schloßkirche gewesen. Denn von der Weiherede des Generalsuperintendenten D. Schultze, deren tiefdurchdachtes Lapidargefüge wuchtiger und inhaltreicher Sätze mich im Druck sehr angesprochen hat — der Reichsanzeiger brachte die Rede und die gleich zu erwähnende Predigt schon am Abend des 31. Oktobers —, habe ich, gleichwie zahllose andre, bei der leider schlechten Akustik der Kirche nur Einzelnes verstanden. Und das gemeinsame Knieen der Gemeinde bei dem Weihegebet, das in der Presse mehrfach als besonders eindrucksvoll hervorgehoben ist, mußte anders wirken auf die, die dem Kaiser und den Fürsten nahe saßen, die dies Knieen angeordnet oder gutgeheißen hatten, anders auf die, denen ihre Umgebung Anlaß gab, es zu empfinden, daß dies Knieen durch das Programm vorgeschrieben war. Ich wurde überhaupt bei der ganzen Feier das Gefühl nicht los, daß die Einmütigkeit der Festfeier zum Teil doch nur ein offizielles Gewand war. Generalsuperintendent D. Schultze sagte u. a.:

Dem Heiland seine Mittlerkrone, die teuer erworbene: die Krone, die er mit keinem teilt! Auf dem Symbolum stehen wir, sterben wir. Ob Deutschland es mit einem tiefen Riß bezahlt, ob auch der Schmerz über die vermißten Brüder nicht in uns vernarbt, — zwar wir halten fest und unverbrüchlich an dem Credo der Apostel, das die Getrennten noch mit uns eint, aber treu nicht minder an dem Bekenntnis unsrer Väter, das uns um des Gewissens willen trennt; bis einst die Ewigkeit es lehren und verklären wird: die Reformation war ein Wort, das Gott, der Allerhöchste, selbst in diese Welt hineingesprochen; und es von allen Zungen und aus allen Sprachen in einem Chor erschallen wird: Gerecht allein aus Glauben.

Wer waren da die „wir," die stehen und sterben auf dem Glaubensgrund unsrer Väter? Wollte Gott, sie alle könnten da eingeschlossen sein, die dieses hörten, und mit ihnen die Behörden, die Körperschaften, die Städte, die von ihnen vertreten wurden! Aber ist es wirklich so? Man hätte so gern bei der Weiherede und bei der Predigt sie alle einschließende, in das Zentrum evangelischen Glaubens sie hineinziehende Worte gehört anstatt lauter lapidarer Bekenntnisse. Und ein besondres Hindernis der Andacht bei dem Weihgebet war die gleichzeitig in leisen Tönen vom Domchor gesungene Hymne von Bortnianski: „Du Hüter Israels!" Freilich habe ich nicht bezweifelt, daß in der Presse gerade dieses leise Singen zum Teil als sehr erbaulich bezeichnet werden würde. Und das ist ja auch geschehen. Es „stimmt so feierlich" — wie, wenn leise Orchestermusik ein Gebet auf der Bühne begleitet. Und wie viele Tausende giebts, die keine andre „Erbauung" kennen als eine so angeregte ästhetische Stimmung! Rom pflegt solche Stimmung, und in römischen Domen erträgt man es, wenn ein unverständliches lateinisches Gebet durch begleitende Musik dem Herzen näher gebracht wird, gleichwie man den Weihrauch erträgt, dessen bläuliche Wolken romantisches Sinnen gen Himmel tragen können. Doch wie paßte solche Ablenkung von den Gebetsworten in die Schloßkirche zu Wittenberg? Ich muß gestehen, diese Anordnung ist mir gänzlich unverständlich gewesen.

In dem sich anschließenden Festgottesdienst war das Lutherlied, obwohl es kurz zuvor draußen gesungen war, dennoch wiederum von spürbarer Kraft. Die Predigt des Hofpredigers Vieregge aber hatte wiederum mit der Ungunst der akustischen Verhältnisse zu ringen, und das große Pathos des Redners war dabei keine sehr glückliche Waffe. Mein Platz war jetzt ausnehmend günstig. Zwar habe ich die Feinheit, den Schwung und die rednerische Gewandtheit der Rede erst im Druck recht gewürdigt; doch entging mir nur Einzelnes. Offen gestanden, ich war nicht wirklich befriedigt. Der Prediger hatte einen alttestamentlichen Text gewählt (2. Mos. 3, 4 f.: die Erscheinung des Herrn vor Moses im brennenden Dornbusch), der nur durch geistreiche Ausdeutung die Gedanken tragen konnte, welche der Ort und die Zeit forderten. Gewiß, es muß sehr schwer sein, bei solcher Gelegenheit reden zu müssen. Und wenn die schon in Versuchung und Stricke fallen, wie v. Hofmann gesagt haben soll, die da geistreich werden wollen, — wahrlich, so ists verständlich, wenn ein Gleiches denen passirt, von denen Tausende meinen, daß sie in solchem Augenblick geistreich werden müßten! In der That fand ich, daß der Prediger in so künstliche typologische Deutung sich verstrickte, daß der Geistesreichtum aufhörte erbaulich zu sein: Luther ward zum Dornbusch, in dem Gottes Herrlichkeit erschien!

Immerhin — er war ein Dornbusch, — und wer hat die Dornen seiner Natur wohl schärfer empfunden, als er selbst? [?]. Aber in diesem Dornbusch brannte des Herrn Flamme, und er ward nicht verzehrt, sondern erleuchtet und gereinigt, erwärmt und geheiligt, und da fing selbst der Dornbusch an, viele Früchte zu tragen, und vom Leibe dieses Gläubigen flossen Ströme des lebendigen Wassers.*)

Weshalb wurde nicht ein klarer neutestamentlicher Spruch als Text gewählt, der ohne viel Umschweife schlicht und tief den Grundgedanken evangelischer Erkenntnis Ausdruck gab? — diese Frage drängte so und so oft sich mir auf. Namentlich an einer Stelle der Predigt, an der die typologische Ausdeutung ästhetisch unschön wurde:

Heißt es heute etwa nicht mehr: „Ziehe deine Schuhe aus"? Wehe der Eigenart — oder vielmehr der eignen Unart unsrer Natur, daß wir selbst Gottes freieste Gnadengaben sobald als unsern Willkürbesitz betrachten und nun aus dem Unsern hinzuthun, was nicht taugt.... Darum muß wohl ein solcher Tag wie der heutige mit besondrer Dringlichkeit mahnen: Du aber — ziehe deine Schuhe aus! Bring Opfer auf diesem Berge, wie Gott sie damals dem Moses zum Zeichen gab: Dankopfer, Selbstopfer! Tritt mit nacktem Fuß, ohne Kompromiß und Vorbehalt an den Ort der Gerechtigkeit! und mit nacktem Fuße, ohne Unaufrichtigkeit und Selbstbetrug auf den Boden der Wahrheit! und mit nacktem Fuße, mit voller Selbstverleugnung und Selbsthingabe auf den Fels des Heils!

Die dreimalige starke Betonung des nackten Fußes klingt mir noch heute deutlicher in den Ohren als irgend sonst etwas aus der Predigt. Das ist doch gewiß ein Mißerfolg der Typologie!

Summa: Das Kirchliche an der Feier war nach meinem Urteil — und ähnlich urteilten viele, mit denen ich gesprochen habe — nicht der gelungenste Teil des Festes. Nur von dem Lutherspiel habe ich wirklich starken erbaulichen Eindruck bekommen. Ich hatte das nicht erwartet; das Herrigsche Lutherspiel hatte bei einer frühern Aufführung mich wenig gefaßt, weil der von einem Schauspieler gespielte Luther mich mehr an Faust als an Luthers Gewissenskämpfe und Gewissensernst erinnerte. Das war hier anders. Ein Candidat des Predigerseminars spielte den Luther, und man fühlte es: er war mit dem Herzen bei der Sache. Möge er sich den Ernst nicht wegschauspielern, der beim Einstudiren ihm geholfen hat! — Doch ich will auch hier meine Eindrücke nicht verallgemeinern. Ein Urteil ist mir zu Ohren gekommen, das sehr anders lautete: Wer könne zwei Stunden lang leeres Gerede anhören! Das Publikum war ein offiziell geladenes. Ob auf viele

*) Die römische Kirche sieht seit alter Zeit in dem brennenden, aber unversehrten Dornbusch einen Typus der „unversehrten" Jungfrau. So abgeschmackt das ist, so wird es den Römischen doch nicht verdacht werden können, wenn ihnen die neue protestantische Deutung gar seltsam vorkommt.

auch bei dem Lutherspiel der kirchliche Charakter des Festes ohne wirksamen Eindruck geblieben ist — weiß ich nicht. Aber selbst wenn jenes Urteil ein ganz vereinzeltes gewesen wäre — was ich nicht glaube —, auch die vortreffliche Aufführung des Lutherspiels und das gewiß nicht mir allein erbauliche gemeinsame Singen der Choräle ändert daran nichts, daß der kirchliche Charakter des Festes zurücktrat.

Trotzdem könnte seine Bedeutung für die Kirche und ihre Geschichte eine große sein. Wie stehts mit dieser kirchlichen, kirchengeschichtlichen Bedeutung des Festes? Oder soll ich erst von seiner eventuellen kirchenpolitischen Tragweite reden? Mannigfach war die Vermutung ausgesprochen, es könnten durch eine entschiedene Parteinahme des Kaisers oder der Festredner die Personalfragen der gegenwärtigen kirchenpolitischen Lage in der evangelischen Kirche verwickelter und schwieriger gemacht werden. Das ist nicht geschehen. Zwar mag es als eine offiziös-preußische Erläuterung der von den Fürsten unterzeichneten Urkunde angesehen werden, wenn Hofprediger Faber seine Ansprache auf dem Arsenalplatze folgendermaßen schloß:

Und die alte Fahne weh uns hoch und kühn voran, die schon so manche Riesenburg gestürmt und so manches Feld der Ehre gewonnen hat, die auch schon mancher sterbende Held mit erstarrender Hand gehalten hat: das apostolische Glaubensbekenntnis unsrer Kirche!

Laßt uns damit gleich heute ein einmütiges Amen sprechen auf das schöne Bekenntnis unsrer Fürsten, und wie vorhin das Geläut der Schloßkirche aufgenommen und weitergetragen wurde von den Kirchen der Nachbarschaft, und alle Glocken des evangelischen Deutschlands in ihr Weihgeläut eingestimmt haben, so möge es durch Alldeutschland wiederhallen, wenn wir jetzt mit einander bekennen: Ich glaube an Gott, den Vater, den Allmächtigen u. s. w. bis . . . ewiges Leben. Amen!

Allein weder die Urkunde, noch des Kaisers Rede, noch die Reden in der Schloßkirche haben in ähnlicher Weise die Einzelheiten des Apostolikums den Hörern vorgehalten. Und was die fürstliche Urkunde, was des Kaisers aus den Zeitungen bekannte Tischrede, was die Weiherede in der Schloßkirche sagte, das stand dem Wortlaut nach über dem Streit zwischen denen, die den Wortlaut des Apostolikums jetzt gern zu einem Glaubensgesetz machen möchten, und denen, die zwar der Apostel Glauben an den gekreuzigten und auferstandenen Herrn sich nicht rauben lassen wollen, geschweige denn andern ihn nehmen möchten, aber auch dem Apostolikum gegenüber es festhalten, daß der Glaube nur Einen Gegenstand hat: Gottes Gnade in Christo, Christum den Heiland. Verstimmen könnten jene Worte nur den, der die Absicht voraussetzt, daß sie mehr sagen sollten, als sie sagten. Ob das eine berechtigte Voraussetzung ist, oder nicht — darüber will ich nicht reden. Was schön und groß war an dem Fest, wird nur kleiner, wenn man diese hoffentlich ephemeren Wirrnisse der Gegenwart ihre Schatten hineinwerfen läßt. Also lassen wir das Kirchenpolitische, soweit es auf evangelische Verhältnisse sich bezieht!

Doch mag die Erwägung einer eventuellen kirchenpolitischen Bedeutung des Festes für das Verhältnis zu Rom uns zurückleiten zu der Frage nach der geschichtlichen Bedeutung des Festes. Rom konnte dies Fest nicht hindern, — also wird es klug uns unser Vergnügen gönnen. Rom gegenüber ist das Fest als Demonstration uns Protestanten eine herzliche Freude gewesen; — daß es mehr bedeute, bezweifle ich. Das Jubeljahr von 1817 hat die Entstehung des Ultramontanismus nicht gehindert. Rom ist groß im Guerillakrieg — und gegen solche Kriegsführung besagt es nichts, wenn bei der Parade die stattliche Front des gegnerischen Heeres offenbar wird. Ja, ich glaube, wir werden zufrieden sein können, wenn die durch das Zuschauenmüssen nicht gerade erfreuten Zentrumspolitiker nicht durch Bonbons kirchenpolitischer Zugeständnisse „getröstet" werden.

Eine Festfeier thuts nicht — das gilt auch, wie ich meine, inbezug auf die geschichtliche Bedeutung des Festes für das innere Leben unsrer Kirche. Der „Ereignisse", die als „Marksteine in der Geschichte" erkannt wurden, als sie sich vollzogen, ja vorher bei Ausarbeitung einer in sie verflochtenen Festrede — ihrer sind wenige. Es giebt solche, z. B. die Kaiserkrönung am 18. Januar 1871. Luthers Thesenanschlag war kein solcher Markstein. Er ist zum Markstein geworden, weil Luther seitdem immer mehr erstarkte und mutig auf der Bahn fortschritt, die er tastend und unsicher damals betrat. Auch der Wittenberger Tag kann ein Markstein werden — aber Gott allein weiß, ob ers werden wird! Nötig hätten wir eine Wendung unseres ganzen Volkes zum lebendigen, fröhlichen Glauben der Reformation. Ein Angeld ist gegeben in dem schönen Bekenntnis der Fürsten. Das wollen wir wahrlich nicht gering anschlagen. Gar vieles, was von den Regierungen ausgegangen ist — ich erinnere an die Gesetzgebung der siebziger Jahre —, hat wider Willen der Regierenden die Autorität der Kirche und des Evangeliums untergraben helfen. Es ist dankenswert und überaus erfreulich, wenn unsre Fürsten durch ein derartiges persönliches Zeugnis nun die Autorität zu stärken versuchen. Aber die Autorität allein schaffts jetzt nicht mehr. Ueber den romantischen Traum hat uns der Verlauf des neunzehnten Jahrhunderts hinausgeführt! Es muß tiefer gehen. — Die „Thesenthür," die den Eingang vermittelt zu gesegnetem Christenstande, ist die in der Schloßkirche und auf dem Arsenalplatze nicht erwähnte erste These: Da unser Herr Jesus Christus spricht: „Thut Buße," wollte er, daß das ganze Leben seiner Gläubigen eine stete Buße sei.

L

Verschiedenes

(Unzählige Predigten) sind ohne Zweifel an den jüngsten Sonn- und Festtagen über das Apostolikum gehalten worden. Sofern die Gemeinden dadurch über den hohen Wert dieses Bekenntnisses aufgeklärt und zu dessen evangelischem Verständnis angeleitet worden sind, kann man sich darüber nur freuen. Sofern aber, wie wir unter dem Eindruck der Protesterklärungen fürchten müssen, die Gemeinden um der versuchten „Abschaffung des Apostolikums" willen beunruhigt und durch Schelten wider die ungläubigen Professoren erbaut wurden, kann auf solchen Predigten schwerlich Gottes Segen ruhen. — Es sind uns von den verschiedensten Seiten Stöckers Pfennigpredigten zugeschickt worden mit der Aufforderung, wir möchten ein Wort dagegen sagen. Ich entschließe mich schwer dazu. Denn jetzt auch in diesen Predigten vom Apostolikum zu reden, ist sein Recht, und es so zu thun und nicht anders, ist ihm Pflicht. Nach meiner Auffassung hat er die Klippe, auf die ich eben hinwies, zwar nicht ganz vermieden. Aber wer Stöckersche Predigten verbreitet, mußte darauf gefaßt sein. Freilich ist Thatsache, daß viele dieses Unternehmen Stöckers von Herzen unterstützen, die seine Theologie nicht teilen. Die werden, wenn Stöcker wirklich meinen sollte, in seinen Pfennigpredigten den Kampf ausfechten zu müssen, von der Verbreitung abstehen. Es wird dann gelten, Ersatz zu schaffen. Schon jetzt ist ja Stöckers Unternehmen nicht das einzige seiner Art. — Alle die Prediger aber, die uns jetzt so meisterlich als Feinde des Kreuzes und unsers Herrn Jesu Christi abzumalen wissen, auch Herrn Professor D. Luthardt, der doch ohne Zweifel jene Worte in Nr. 42 der Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung selbst geschrieben hat, möchte ich noch eins zu bedenken bitten. Es ist sehr schwer für einen, der in bestimmten Sätzen den Inhalt seiner Glaubenserkenntnis niedergelegt hat, den Glaubensbesitz seines Mitchristen richtig zu schätzen, der irgend einen jener ihm so wertvollen Sätze anzweifelt, verneint oder für unwichtig erklärt. Man hält sich einem solchen Mitchristen gegenüber an dessen Negation; weil er das nicht bekennt, was uns wesentlich ist, meint man schnell, er hat das nicht, was vor Gott wesentlich ist. Man zieht für den irrenden Bruder Konsequenzen, die diesem nicht einfällt zu ziehen, und vor Gott gilt doch nicht, angenommen sie wäre wirklich auf Seiten des richtenden Bruders, die Stärke der logischen Konsequenz in der Glaubenserkenntnis, sondern die Gesinnung des Herzens. Was wir an Christus, an Gott, am Weihnachtsfest, an unsrer Kirche, an der Schrift, am Apostolikum haben, unsre Gegner ahnen es gar nicht, sonst könnten sie uns nicht so schelten oder bemitleiden. Darum: man versuche es doch, uns nach dem zu schätzen, was wir positiv als unsern Glauben bekennen und bezeugen, und messe uns nicht bloß an unsrer Armut, sondern an unserm Reichtum. Denn Gott sei Dank, wir haben einen großen Schatz in irdenen Gefäßen — und anders haben auch unsre richtenden Brüder ihren Schatz wahrlich nicht.

R

(Zur Symbolfrage) Unter diesem Titel hat D. Achelis, Professor für praktische Theologie in Marburg, zwei Abhandlungen gesondert herausgegeben, die er zunächst in der Zeitschrift „Halte, was du hast" hatte erscheinen lassen. (Berlin, Reuther. 52 Seiten. 1 Mark.) In dem ersten Stück behandelt er die Verpflichtung der evangelischen Theologen auf die Bekenntnisse: sie kann keine juridische sein, auch nicht auf die Schriftgemäßheit der Symbole sich gründen, sondern sie kann nur in Gemäßheit des evangelischen Glaubens gemeint sein, d. i. als Verpflichtung auf das, was in ihnen wirklich Bekenntnis des evangelischen Glaubens ist. Die zeitgemäße Anwendung macht die zweite Abhandlung: Der Gebrauchswert des Apostolikums. Sie kommt zu dem Ergebnis, daß das Apostolikum in der Erklärung und Deutung, die es im Kleinen Katechismus Luthers empfangen hat, in der That ein Bekenntnis des wahren evangelischen Glaubens sei: wird es so evangelisch, glaubensmäßig verstanden, so ist sein Gebrauchswert für die evangelische Kirche gesichert. Die Schrift ist überaus fördernd für die Erörterung der schwierigen Fragen. Ruhig und klar wird die

Situation entwickelt und aus Geschichte und Glauben heraus das rechte Urteil gefunden. In jeder Pastorenkonferenz sollte auf dieser Grundlage der schwebende Streit verhandelt werden. Ich wüßte für solche Kreise keine zur ruhigen sachlichen Diskussion besser anleitende Schrift. Der Reichsbote freilich hat in Nr. 254 unter der Ueberschrift „Herrn Professor Achelis' Ansturm" einen Artikel gebracht, der an Unbilligkeit schier das Unmögliche leistet. Wir können Herrn D. Achelis nur dringend einladen, diesen Artikel in einer sicher nicht ausbleibenden neuen Auflage seiner Schrift anhangsweise abzudrucken, ohne ein Wort der Erwiderung; er wird manchem Leser die Augen darüber öffnen, mit welchen Waffen der Reichsbote zu kämpfen vermag.*) — Eine wahre Erquickung ist dagegen die Schrift: Für das Apostolikum. Eine Meinungsäußerung von Theologus simplex (Berlin, Nauck. 24 Seiten. 40 Pfge.) Durchaus würdig im Ton tritt sie warm für das apostolische Glaubensbekenntnis ein, vor allem weil es „Wort für Wort auf die Schrift gegründet ist." Man lese dazu, was Achelis über die „Schriftgemäßheit" als Maßstab eines Bekenntnisses sagt. Aber darin hat der Verfasser recht, daß die Wurzel des Streites in der verschiednen Stellung zur heiligen Schrift liegt: darüber sollten wir streiten und nicht über das Apostolikum; es wäre, Gott gebe es, fruchtbarer. Denn schließlich schätzen die meisten von uns das Apostolikum wahrlich nicht geringer als unsre Gegner! Das können unsre Leser aus Professors Kattenbuschs Artikeln wissen, oder sie können es lernen aus dem Vortrage des Professors Lic. W. Bornemann: Der Streit um das Apostolikum. (Magdeburg, Creutz. 50 Seiten. 75 Pfennige.) Der Vortrag ist in einer Versammlung des Magdeburgischen Zweigvereins des Evangelischen Bundes gehalten, über deren Verlauf die „Chronik der christlichen Welt" in Nr. 44 eingehend berichtet hat. Wenn der Evangelische Bund in seinen Zweigvereinen sich als der Boden erweisen würde, auf dem die brennende Frage sachlich und brüderlich für und wider besprochen werden könnte, so würde er einen bessern Beweis seiner Kraft geben, als wenn er der Frage aus dem Wege geht. Im Namen des Bundes eine geschwinde Entscheidung geben kann niemand; aber auf Entscheidung kommt es jetzt überhaupt nicht an, sondern auf gegenseitige Verständigung. Es ist ja nachgerade unfaßlich, wie die einfachsten evangelischen Wahrheiten der Mißdeutung ausgesetzt sind, wenn sie von halbwegs verdächtiger Seite ausgesprochen werden. Bornemanns Vortrag, der solchen, die den ganzen Streit nicht verstehen, Nichttheologen zumal, nicht genug empfohlen werden kann, gipfelt in den drei Hauptsätzen: „1. Rechter Glaube ist im evangelischen Sinne persönliches Vertrauen auf den lebendigen Gott und seine Gnade und an eine bestimmte lehrhafte Formel nicht gebunden (Confessio Augustana Art. 4). 2. Der kirchliche Gebrauch des sogenannten apostolischen Glaubensbekenntnisses ist eine Sache der rechtlichen Freiheit der christlichen Gemeinde, ist also nicht ein Fundament der Kirche und des Christentums (Confessio Augustana 15). 3. In diesen und allen ähnlichen Fragen ist die rechtliche Ordnung des kirchlichen Gemeindelebens, die christliche Liebe, die Freiheit des Glaubens und Gewissens und die Reinheit des Evangeliums zu bewahren." Aber die Absicht des Vortrags giebt vielleicht noch mehr ein Satz wieder, den wir auf Seite 4 lesen: „Für unser Volk bedarf es nicht sowohl theologischer Erörterungen über dies Bekenntnis, sondern einer wirklich praktischen, verständlichen und lebendigen Einführung in seinen Sinn und seine Bedeutung für Glauben und Leben." Kann die Wirkung dieser Veröffentlichung bei aller Offenheit des Verfassers nur eine beruhigende sein, so gilt das gewiß nicht von einem andern Schriftchen: Das Apostolische Glaubensbekenntnis. Bericht über die ... Versammlung bekenntnistreuer, evangelischer Männer. Reden von Adolf Stöcker, Hofprediger a. D., Dr. O. Vogel, Realgymnasialdirektor, u. a. (Berlin, Buchhandlung der Stadtmission. 39 Seiten. 30 Pfennige.) Sehr dankens- und anerkennenswert ist, daß uns hier nicht nur die Worte der beiden Hauptsprecher, sondern auch die folgenden Reden für und wider in offenbar getreuer Niederschrift mitgeteilt werden. Aber der kunstvolle oder zufällige Aufbau dieser Referate und Schlußreden erweckt doch die größten Bedenken. Stöcker redet maßvoll, Vogel maßlos; Vogel ergießt seine ganze Leidenschaft über jenes berüchtigte „müssen" in Harnacks Artikel (vergl. Nr. 34, Spalte 769); nachdem er das in ausgiebiger Weise gethan hat, alle Erregung ergossen ist, erklärt Stöcker, daß er von Harnack „autorisirt" sei, diese von ihm gebrauchte Wendung auf ihre wahre Meinung zurückzuführen! Diese Versammlung ist ganz auf den gewünschten Effekt hin dirigirt, und in solchem Arrangement ist man ja in Berlin Meister. Vogel unterscheidet fortwährend zwischen Harnack und seinen Hintermännern; er ist gewiß ehrlich überzeugt, daß jener besser ist als diese; aber der Effekt war bei dem versammelten „Volke" sicherlich, daß Harnack und seine Hintermänner ihnen Ein Kuchen dünkte — und das sollte doch wohl auch der Effekt sein? Und wenn man nun, wie doch der offen ausgesprochne Wunsch ist, im ganzen evangelischen Deutschland überall solche Volksversammlungen hielte, mit gleichem Erfolg: wäre der Glaube gerettet? Wären die Hörer für eine tiefere, treuere, evangelische Aneignung der im Apostolikum enthaltnen göttlichen Wahrheit gewonnen? Wäre das Reich Gottes gefördert? — Es ist viel leichter, Harnack und Genossen in den Augen vieler, die Christen sein wollen, zu Ungläubigen zu stempeln, als diesen den rechten seligmachenden Glauben zu stärken.

*) In Nr. 260 erklärt die Redaktion des Reichsboten nachträglich ohne ein Wort des Bedauerns, „daß in jenem Artikel allerdings einige [!] Stellen der Schrift mißverständlich zitirt waren, während das Gesamturteil ein richtiges war"!!

Gegen wirkliche oder vermeintliche Irrlehre protestiren macht noch keinen Gläubigen. — Ganz anders geartet ist die Schrift: Ad. Harnacks Theologie und die kirchlichen Bedürfnisse der Gegenwart. Ein Wort zur Verkündigung für evangelische Laien von Wilhelm Bithorn, Domdiakonus zu Merseburg. (Göttingen, Vanderhoeck und Ruprecht. 24 S. 50 Pfge.) Hier ist Harnack einmal nicht nur nach einigen aus dem Zusammenhang gerissenen wenigen Worten, sondern nach seinem gesamten Schaffen und Wollen als theologischer Charakter gezeichnet, mit warmem, eindringenden Verständnis. Zugleich sind die kirchlichen Bedürfnisse mit empfunden und geschildert, die Harnack vornehmlich auf dem Herzen und Gewissen liegen, und die darum nicht geträumt sind, weil andre sie wenig oder gar nicht kennen. Man lese nur Seite 13: „Will man darin dem materialistischen Zeitgeist auch in der Kirche den nötigen Tribut zahlen, daß man außer den spezifisch kirchlichen Bedürfnissen nur noch materielle, nicht aber ideelle kennt? Den leiblich Bedürftigen werden liebevoll die Arme geöffnet, lieblos dagegen tritt man sehr oft denen entgegen, die einen besonders starken Hunger nach wissenschaftlicher Nahrung haben. Die Zahl der Theologen ist groß, welche nicht fähig sind, die inneren Kämpfe eines selbständigen, nach Wahrheit ringenden Geistes recht zu verstehen. Hier muß notwendig, wenn nicht das kirchliche Leben an geistiger Verengung schwer erkranken soll, eine Ergänzung der reichen christlichen Liebesthätigkeit eintreten." Möge das Schriftchen an unsern gebildeten Laien und auch an unsern Pastoren, die mit dem „ungläubigen Professor" so schnell fertig sind, seine Mission erfüllen! Eine zweite Auflage sollte zu all den Zitaten den genauen Fundort hinzufügen. S. 19 ließ „Reformern" für „Reformen." — Zum Schluß seien zwei Predigten erwähnt, die soeben erschienen sind: Glaube und Bekenntnis. Predigt von Lic. P. Kirmß, Prediger an der Neuen Kirche in Berlin. (Berlin, Haack. 11 S.) Und: Seid fleißig zu halten die Einigkeit in Geist! Predigt, gehalten in der St. Marienkirche zu Berlin von Lic. Hermann Weser. (Als Manuskript gedruckt, gewiß vom Verfasser zu erlangen). Beide Predigten sind aus dem jüngsten Symbolstreit heraus geboren und helfen an ihrem Teil ihn der Gemeinde zum Segen wenden. R

(Luthers Werke für das christliche Haus) Die Braunschweiger Lutherausgabe liegt nun vollendet vor, und an dem „christlichen Hause" ist es nun, sie zu kaufen. Der Preis ist so billig, wie die Ausstattung schön: die geringere Ausgabe kommt ungebunden (45 Hefte zu je 80 bis 100 Seiten) auf nur 13 Mark 50 zu stehn, die bessere Ausgabe gebunden (in 8 Bänden) auf 34 Mark 50. Der letzte Band enthält Lieder, Tischreden, Briefe. An der Ausgabe haben insgesamt zwölf Herren mitgearbeitet, einschließlich Oberkonsistorialrat Professor D. Köstlins, der zwar keine einzelne Schrift erläutert, aber mit seinem Rat und seiner Gelehrsamkeit den Bearbeitern unermüdet zur Seite gestanden hat. Es ist zu hoffen, daß in den Häusern, wo die Christliche Welt einkehrt, diese Lutherwerke gar manchen Weihnachtstisch schmücken werden. R

Quittung

Für Judenmission von P. M. in St.: 3 Mark.
Für die ev. Gemeinde in Jerusalem von demselben: 6 Mark.
Für die Evangelischen in der Zerstreuung in Westpreußen von H. St. in L.: 10 Mark.
Herzlichen Dank. D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 46 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Ankündigung

Hefte zur Christlichen Welt

Unter diesem Sammeltitel soll in zwangloser Folge eine Reihe kleiner Schriften herausgegeben werden, die im Geiste der Wochenschrift „Die christliche Welt" und zu deren Ergänzung wichtige kirchliche und religiöse Fragen für einen weiteren Leserkreis behandeln.

Zunächst erscheinen die beiden Hefte:

1. **Der rechte evangelische Glaube.** Von D. M. Rade, Pfarrer in Frankfurt a. M. Preis 40 Pf.
2. **Zur Würdigung des Apostolikums.** Von D. F. Kattenbusch, Professor der Theologie in Gießen. Preis 40 Pf.

Die Ausgabe von Heft 1 erfolgt Mitte November

Leipzig **Fr. Wilh. Grunow**

Verlag der Agentur des rauhen Hauses in Hamburg

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Biblisches Wörterbuch

zur Glaubens- und Sittenlehre

nach dem Lehrbegriff der evangelischen Kirche

zugleich als Hilfsmittel zum praktischen Bibelgebrauch

Nebst einem Anhang:

Die Umwandlung der biblischen Münzen, Maße und Gewichte in solche des deutschen Reichs.

Von Superintendent **E. R. J. Strauß.**

Neue wohlfeile Ausgabe. 1226 Seiten Lexikon-Oktavformat 6 Mk.

Verlag der Dürr'schen Buchhandlung, Leipzig, Querstr. 14.

Die Aufgabe der Orgel im Gottesdienst bis ins 18. Jahrhundert von Georg Rietschel, Professor u. D. und erster Universitätsprediger zu St. Pauli in Leipzig. Preis 3 Mk.

Das Wort vom Glauben. Predigten für alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahres von Georg Rietschel, D. und ord. Professor der Theologie u. erster Universitäts-Prediger zu St. Pauli in Leipzig. 2 Bände. Brosch. 7 Mark. Elegant gebunden 8 Mark.

Die deutschen Reichsgesetze in Bezug auf Kirche, Religion u. Geistlichkeit. Für Geistliche und Religionsdiener aller Bekenntnisse unter Benutzung der ergangenen Reichsgerichtsentscheidungen zum praktischen Gebrauche bearbeitet von J. Bauer. Preis 1,80 Mk.

Die Religion der Sozialdemokratie von Pf. Auerswald i. Ponickau. Preis 1 Expl. 30 Pf., 10 Expl. 2,50 Mk.

Der gute Baum und der arge Baum. Nach Matth. 7, 18. Zur Erkenntnis und Erbauung dargeboten von E. Brandt, erstem Kompastor in. Meldorf. 75 Pf.

Vornehm und Gering. Vier zeitgemäße geistliche Vorträge von Ewald Dresbach, Pfarrer in Halver. Preis 1,25 Mk.

Zeitgemäße Gedanken über Sozialdemokratie, Christentum und Schule von Traugott Unverzagt. Preis 2 Mk.

Zeitung, werde christlich! Eine Zinsmünze, unserm Volke geschuldet, und denen, die ihm helfen wollen, zum Wuchern dargeboten von H. Sprenger, Pastor in Sülbeck. Preis 2 Mk.

Das Schlechteste in der Welt, oder über den Teufel und das Menschenleid. Von Primula Vera. Preis 1 Mk.

Im Verlage von **R. Reich** in **Basel** ist erschienen:

Des Herrn

Archemoros Gedanken

über

Irrende, Suchende und Selbstgewisse

Von **Hermann Oeser**

2. Auflage. M. 1.80, gebunden M. 2.80

Der Verfasser ist durch und durch Menschenkenner, Feind aller Redensarten, Feind aller Parteischablone; er geht immer auf den Kern des Menschen. Und da er seine reichen Lebensbeobachtungen in musterhaftem Deutsch zusammengefaßt hat, so kann das kleine Buch geradezu ein Schatzkästlein christlicher Lebensweisheit genannt werden. (Konserv. Monatsschrift.)

Soeben erschien:

Zur Wahrheit, zur Gerechtigkeit und zum Frieden!

Ein Wort zum Harnackschen Streit

von

Professor **Dr. Bertling**

Preis geh. 40 Pf.

Fr. Richter, Verlagsbuchhandlung, **Leipzig.**

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Soeben erschien:

Das Rätsel des Daseins

und seine Lösung im Christentum

von **Hugo Lubenow,** Oberpfarrer in Klosterfelde N.-M.

Preis kartonirt 1 M. 20 Pf.

Das obige Schriftchen behandelt alle die Fragen, welche dermalen alle religiösen Gemüter bewegen und erregen: **Glaube** und **Wissen, Offenbarung, Gott, Wunder, Sünde, Bibel** und **Dogma** und wie die Überschriften der 16 Kapitel weiter heißen. In knapper, aber klarer, dabei geschmackvoller Fassung behandelt der Verfasser seine Gegenstände, jene **„Rätsel des Daseins,"** an denen kein ernster und denkender Mensch vorübergehen kann, ohne Stellung zu ihnen zu nehmen.

Wir glauben, daß der Leser das Schriftchen mit Befriedigung und Dank aus der Hand legen und auch wohl mal zu ihm zurückkehren wird.

Billige Bücher

findet man im Katalog Nr. 56: **Protest. Theologie** (üb. 3250 Nrn.).

Georg Nauck, Berlin, Friedrich-Str. 52/3.

Zu kaufen gesucht — antiquarisch — **Hertzogs Real-Encyclopädie.** Neueste Auflage.

Pastor **Dr. Küßner,** Mölln i. Lbg.

Neu! Für Neu!

das Apostolikum

Eine Meinungsäußerung von **Theologus Simplex.**

Preis 40 Pfg.

Verlag von Georg Nauck, Berlin, Friedrichstr. 52/53.

Im Verlage von **Wiegandt & Grieben** in **Berlin** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kambli, Wm.

Bergluft. Schweizerbilder für den Weihnachtstisch." 2 Mk. 25 Pf.

Von der anerkannt **vortrefflich geleit. Zeitschrift f. Pastoraltheol. „Halte was du hast,"** hrsg. von Prof. **D. Sachsse,** sowie **Zeitschrift f. Rel. Unterricht,** hrsg. von **Fauth** u. **Köster,** versendet beh. Abonn. stets gern Probehefte **gratis** u. **fco.** H. Reuthers Verl.-Bchh., Berlin, Charlottenstr. 2.

Cigarren

in reichhaltiger Auswahl und bester Qualität. Empfehle ganz besonders nachstehende renommirte Marken:

In Farben: hell, mittelhell, halbdunkel oder dunkel

Packung	Name	Form	Eigenschaft	Preis pro Tausend
				Mark
1/10	**Colonia**	mittel schlank	leicht	35
„	**Hertha**	mittel voll	do.	40
„	**Factoria**	mittel schlank	do.	50
„	**Veilchen**	mittel	mittelkräftig	52
„	**Old Smokers**	mittel voll	leicht	52
„	**Embarco**	gross	mittelkräftig	52
300 St.	**St. Felix Brasil**	mittel	kräftig	53
1/10	**Legetimidad**	mittel klein	leicht	55
1/5 = 200 St.	**J. Caballeros,** Princesas	do. ohne Spitze	mittelkräftig	57
1/10	**Habanera**	gross schlank	leicht	62
„	**Figaro** (25 St. Bunde)	Brevas	mittelkräftig	60
„	**Picaflor** (St. Felix m. Havana)	mittel	kräftig	63
„	**Bocaina** do.	mittel voll	mittelkräftig	72
1/5 = 200 St.	**J. Caballeros,** Regalia	do.	do.	75
	Mexico-Havana:			
1/20	**El Valido**	mittel klein	leicht	60
1/10	**Carolina**	mittel schlank	do.	72
„	**Juanita**	mittel voll	do.	80
„	**Salud**	do.	do.	90
1/20	**Vera**	gross voll	do.	95
„	**Amistad** (mit Ringen)	mittel voll	mittelkräftig	105
	Havana:			
1/10	**Corona de Cuba,** Galanes	klein	kräftig	90
1/20	do. Para Nobleza	gross voll	mittelkräftig	300
	Importirte Havana:			
„	**Marinera**	Conchas especial	do.	150
„	**Figaro**	Regalia de Salon	do.	240
„	**Miel**	Regalia de Salon	do.	240
1/10	**Ambar**	Londres Imperial	do.	250
1/20	**H. Upmann**	Principes	do.	300

Zu Geschenken geeignete Cigarren in besonders eleganter 1/20 Packung sind in jeder Preislage vorrätig. Eventuell bitte ich um Angabe des Preises, der Form und Eigenschaft.

Versand von 200 St. an portofrei.

Hochachtungsvoll

Heinr. Wilhelmi, Bremerhaven

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig